

Drogen

Therapie

Gesellschaft



Themen:

- Stoff und Bewußtsein
- Drogen und Erziehung
- Gesellschaft und Drogen
- aus der Arbeit
anthroposophischer
Suchttherapie-Einrichtungen

Interviews:

- Felicitas Vogt
- Jaap van der Haar
- Straßenkinder in Berlin

IMPRESSUM

Sonder-Beilage der Wochenschrift «Das Goetheanum» Nr. 11 vom 15. März 1998
Redaktion: Martin Malcherek in Zusammenarbeit mit der Redaktion der Wochenschrift «Das Goetheanum».
Titelgestaltung & Layout: words+images, Roland Goulsbra.

Dieses Heft kann auch separat bezogen werden. Einzelpreis sFr 5.– / DM 6.– (inkl. Porto), Mengenrabatt nach Absprache möglich.
Bestellungen an: Wochenschrift «Das Goetheanum», Postfach, CH-4143 Dornach 1, Telefon +41/61/706 44 64, Fax 706 44 65.

Editorial

Eine Sonderbeilage zum Thema Drogen – das bedeutet ein Spektrum von «selbstinduzierter Persönlichkeitsveränderung» bis zum militärischen «Krieg gegen Drogen», von Jugendbewegung bis Mafia, von religiöser Ekstase bis zur körperlichen Vergiftung. Durchgängig ist die Faszination, die Drogen aufgrund ihrer bewußtseinsverändernden Eigenschaften auf die Konsumenten ausüben, die sie aber auch für den (scheinbar) unbeteiligten Außenstehenden interessant machen, der sich über Medien, Fachliteratur oder in Gesprächen informiert. Das Thema hat einen hohen Sensationswert, der denen, die darüber berichten, hohe Einschaltquoten und Auflagenzahlen verspricht – wenn mit der Berichterstattung auch die Atmosphäre des Mysteriösen, Zwielfichtigen und Skandalösen verkauft werden kann, der einigen Drogen anhaftet.

Bei der Beschäftigung mit diesem Themenkomplex kommt es vor allem darauf an, der unmittelbaren Faszination mit sachlicher Aufklärung entgegenzuwirken, auch wenn die Faszination selbst nicht nur eine Begleiterscheinung, sondern bereits die erste Aussage über die Wirkung von Drogen ist und deswegen beachtet werden muß. Weitere Phänomene, die mit dem Wesen der Drogen, und vor allem dem Umgang mit ihnen zu tun haben, sind in diesem Zusammenhang einerseits die Etablierung von Macht, die dadurch möglich ist, daß im Drogenhandel schnell und im Geheimen viel Geld verdient werden kann, was Abhängigkeiten nicht nur suchtbedingt zwischen Anbietern und Konsumenten schafft, sondern Ausmaße hat, die im internationalen Kapitalverkehr durchaus ins Gewicht fallen. Andererseits ist es die Kehrseite der Faszination, nämlich die Angst. Wo etwas im Verborgenen stattfindet, kann es entdeckt werden – das gilt für die Schüler, die mit dem Spaß des Verbotenen heimlich auf dem Schulklo Haschisch rauchen, bis hin zu Drogenmafia-Geheimdienst-Verschörungstheorien, die dem Erzähler ein angenehmes Gruseln verschaffen.

Eine enzyklopädische Abhandlung zu schreiben, die alle Aspekte von «Drogen» berücksichtigt, ist kaum möglich und deshalb soll in diesem Heft nur in Streiflichtern angerissen werden, welche Dimensionen das «Drogenproblem» hat: Neben einem Verständnis der einzelnen Stoffe und dem generellen Zusammenhang von konsumiertem Stoff und denkerischem Bewußtsein spielen historische und bewußtseinsgeschichtliche Entwicklungen genauso eine Rolle wie sozialpolitische und zwischenmenschliche Faktoren. In diesem Heft sind Beiträge gesammelt, die diese Bereiche zwar schwerpunktmäßig behandeln, letztlich lassen sie sich aber nicht immer vollständig trennen, so daß bestimmte Motive unabhängig von einander in verschiedenen Beiträgen auftauchen und die Artikel sich so gegenseitig beleuchten.

Trotzdem: Das Drogenproblem an sich gibt es nicht, sondern bei näherem Hinsehen zerfällt es in Teilbereiche und -problematiken, die so unterschiedlicher Erscheinung und Herkunft sind, daß die Stilisierung eines einheitlichen Drogenproblems eher als ein Versuch erscheint, weltanschauliche und soziale Tendenzen unserer Zeit unter einem Begriff zu subsumieren, vielleicht auch um ein einheitliches «Feindbild» zu konstruieren. So betrachtet, bietet es einen Ansatz, Trends in der gegenwärtigen Gesellschaft in extremer Form zu beobachten, die unseren Alltag zwar prägen,

aber in der Regel weniger deutlich zutage treten:

Das individuelle Drogenexperiment ist Ausdruck einer Unzufriedenheit mit vorgegebenen weltanschaulichen Mustern und Moralvorstellungen, einer Suche nach neuen und anderen als den schon vorhandenen Wirklichkeiten. Bewußtseinsverändernde Drogen stellen die herkömmlichen Begriffe von Realität und Normalität in Frage. Deswegen sind sie auch eine Herausforderung, althergebrachte Definitionen neu zu überdenken, wie es der Beitrag von Wilfrid Jaensch tut. Die Suche nach dem Neuen, Anderen, das die Droge verspricht, ist (zumindest bei Jugendlichen) auch immer eine Subversion gegen das «Alte», repräsentiert durch Eltern und Staat. Das macht den privaten Konsum zum öffentlichen Ärgernis, zum Politikum und zur Straftat. Für die Erzieher beginnt eine Gratwanderung, bei der sie abschätzen müssen, wann ein Experiment, das unter Umständen als Weg in die Selbständigkeit begonnen hat, eine zerstörerische Eigendynamik bekommt (siehe dazu die Interviews mit Felicitas Vogt und den Strassenkindern). Die Konfrontation mit illegalen Drogen ist für Jugendliche der Neunziger Jahre nahezu unausweichlich – der Konsum der legalen Drogen Kaffee, Alkohol und Nikotin wird ihnen sowieso vorgelebt und in der Werbung gepredigt. Doppelzünftig werden einerseits die Drogen als gefährlich verurteilt, die – aus welchen Gründen auch immer – «illegal» sind, aber der Drogenkonsum akzeptiert, der, wie bei zahlreichen Medikamenten, die Verwertbarkeit im Arbeitsprozess gewährleistet – was mitunter sogar für Heroin zutrifft, wie Ralph Große in seinem Artikel zeigt.

Auch für das Soziale kann das Drogenproblem als Symptom angesehen werden (siehe «Aus der Arbeit einer Drogenheilstätte»), denn eine Gesellschaft erkennt man am besten an dem Umgang mit ihren Randgruppen, Therapiefällen und Menschen, die auf Hilfe angewiesen sind: Die Kürzungen im sozialen Bereich, die im letzten Jahr gerade in den Drogentherapien zu drastischen Mittelkürzungen geführt haben, sind ein Teilbereich des Sozialabbaus und der Entsolidarisierung der Gesellschaft.

Entsprechend zu dieser Indikatorfunktion des *Drogenproblems* muß auch die *Drogentherapie* mit Schwierigkeiten umgehen, die letztlich jeder mehr oder weniger intensiv erlebt. In der Therapie muß vor allem etwas bewußtgemacht werden, was normalerweise nicht bewußt erlebt wird, aber deutlich immer mehr Menschen fehlt: Sinn und Ziel eines selbstbestimmten Lebens.

In Gesprächen mit ehemaligen Drogenabhängigen, aber auch mit Therapeuten wurde immer wieder erwähnt, wie die Anthroposophie, speziell die sogenannten «Nebenübungen», die Rudolf Steiner in dem Buch «Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten?» beschreibt, in diesem Prozeß eine wichtige Hilfestellung geben kann. Deshalb erscheint die Verknüpfung «Anthroposophie und Drogenproblem» nicht willkürlich, sondern aus dem Grundtenor unserer Zeit und ihrer Probleme heraus zusammenhängend.

Trotzdem steht in diesem Heft nicht in erster Linie die Anthroposophie im Vordergrund. Sie wird aber da, wo sie menschenkundlich, geschichtsphilosophisch oder für die therapeutische Praxis relevante Ansätze liefert, miteinbezogen.

(MM)

Das Bewußtsein der Stoffe

Wilfrid Jaensch's Antwort auf die Frage zum Verhältnis von Stoff und Bewußtsein im Kontext «Sucht und Drogen»:

Stoff? Niemals würde ich an Drogen denken, wenn ich «Stoff» sage. Sondern ich denke an den dicken Vogt und seinen Titel «Kraft und Stoff». Oder ich denke an den mageren Schiller und seinen «Stoff-Trieb». Das Gegenteil wäre der «Form-Trieb». Stoff bezeichnet also das Passive, Form oder Kraft bezeichnet das Aktive. Und wenn ich diesen Gegensatz auf das Thema übertrage, das mir gestellt wurde, dann müßte ich sagen: «Bewußtsein» ist aktiv, und die «Stoffe» sind passiv. Aber genau das Gegenteil ist der Fall, wenn es sich um Drogen handelt. Drogen sind Stoffe. Aber diese Stoffe, sobald sie mit dem menschlichen Körper in Berührung kommen, werden tätig und verändern das Bewußtsein des Konsumenten. Und jetzt ist es das Bewußtsein, das sich passiv verhält, und der Stoff wird aktiv. Er offenbart seine Tätigkeit in der Art und Weise, in welcher das Bewußtsein verändert wird.

An dieser Stelle könnte ich jammern und darüber klagen, daß die Materie den Menschen überwältigt. Schon höre ich die Operette der Kulturkritik. Aber da ich als Philosoph vorgehe, kenne ich nur die Kritik des eigenen Vorgehens. Als ich Schiller und Vogt zitierte, unterstellte ich, daß «Stoff» kein Bewußtsein habe. Und ich unterstellte zweitens, daß Bewußtsein immer tätig sei. Diese Unterstellung wird jetzt hinterfragt. Könnte es sein, daß Stoffe ebenfalls ein Bewußtsein haben? Könnten die Stoffe also die Körper von «Wesen» sein? Anders als die Körper von Menschen? Aber ebenso begabt mit Eigentätigkeit wie der Mensch? Und die Wirkung, die sie auf den Menschen haben, wäre die Offenbarung ihres Eigenwesens? Das menschliche Bewußtsein wäre also fähig zu der Leistung: andere Wesen zu offenbaren, nicht nur sich selbst? Wäre der Mensch also fähig zur Selbstlosigkeit?

Mit diesen neuen Fragen gehe ich in die Philosophie zurück und mache dabei eine seltsame Entdeckung. Seit Jahrhunderten machen einige Philosophen dasselbe Experiment. Nur mit dem Unterschied, daß sie die Droge synthetisch herstellen, zum großen Zorn der Mafia, die in der Philosophie ihre stärkste Konkurrenz sieht. Die Philosophen nehmen das normale Bewußtsein und verwandeln es in Stoff, in Materie, in Passives: indem sie es betrachten. Sie richten ihre Aufmerksamkeit also nicht auf die Gegenstände der Umwelt, sondern auf ihr eigenes Bewußtsein. Das Bewußtsein wird Gegenstand. Die Tätigkeit ist das Selbstbewußtsein des Denkers.

Aber jetzt fängt der Spaß erst richtig an. Auch das tätige Selbstbewußtsein wird zum Gegenstand gemacht, und die neue Tätigkeit ist jetzt ein Über-Selbst-Bewußtsein. Und diese Tätigkeit macht sich selbst zum Gegenstand, macht sich selbst zum Stoff, aber dieser neueste Stoff ist nichts anderes als die Eigentätigkeit des Denkers, die sich selber als «Ich» benennt. Dieses «Ich» ist nicht das biografische Ego des normalen Bewußtseins. Das neue «Ich» ist von jeder irdischen Eigenschaft entkleidet, es ist rein, frei, nichts als Bejahung seiner selbst. Und weil es frei ist von jeder Eigenschaft, kann es sich mit allen Eigenschaften verbinden. Mit keiner Eigenschaft wird es sich identifizieren. Vielmehr wird es alle Eigenschaftlichkeiten der Welt miteinander in Beziehung bringen. Zu diesen Eigenschaften gehören auch die Stoffe. Die Stoffe offenbaren ihr Eigenwesen – innerhalb des reinen «Ich» der Philosophen.

Wenn es diese Art von Philosophie gäbe, dann würde sie dasselbe tun, was die Konsumenten von Drogen tun. Sie würde sich zur Verfügung stellen dafür, daß Materie ihr Wesen dem Menschen offenbart. Die Philosophie aber täte es freiwillig und bei gleichzeitiger Wachheit. Die Konsumenten von Drogen machen es nicht freiwillig, sondern süchtig, und sie verlieren ihr waches Bewußtsein. Das ist der Unterschied.

Ich mache folgende Behauptung. Die Erweiterung des Bewußtseins durch Drogen ist zugleich eine Anerkennung der Wesenheiten in der Materie. Diese Anerkennung kann ohne Drogen gemacht werden. Das Machen heißt Philosophie. Aber solange es von den Philosophen nicht gemacht wird, suchen die Wesenheiten der Materie einen anderen Weg: über die Drogen. Sie wollen sich dem Menschen offenbaren, sie suchen Zusammenarbeit.

Wenn nicht freiwillig, dann mit Gewalt. Gewalt und Sucht sind die Folgen des Fehlens von Freiwilligkeit. Verantwortlich für das Fehlen sind nicht die Süchtigen. Sondern die Philosophen. Sie haben ihre Arbeit offenbar nicht gemacht. Die Folge davon sind die Drogen. Die Mafia nützt den Mangel aus. Die Mafia ist aber nicht die Ursache. Ursache ist der Aberglaube: Nur der Mensch hätte Bewußtsein, und die Materie sei bewußtlos. Ich bitte meine Mit-Philosophen darum, mit der philosophischen Praxis sofort zu beginnen. Damit wäre das Drogenproblem gelöst.

Für Zusammenarbeit stehe ich zur Verfügung.

Berlin, den 25.9.97 – Wilfrid Jaensch

Wilfrid Jaensch, geboren am 6. November 1941 in Glywice/Schlesien, staatlich anerkannter Kriegsdienstverweigerer. Derzeit Dozent am Seminar für Waldorfpädagogik Berlin und Mitarbeiter der Bücherei für Geisteswissenschaft und soziale Frage in Berlin.

«Köstlicher Balsam träuft aus Deiner Hand...»

Literatur und Drogen

«Und ich habe Lust, diese Nacht anzuhalten, es geht mir so gut, und in mir ist es so klar, ich bin so maßlos verliebt in dieses Leben, daß ich alles verlangsamten und leise jede einzelne Sekunde anbeten möchte, doch schon läßt sich nichts mehr aufhalten, und diese ganze Nacht vergeht unwiderstehlich und schnell.»¹

Auf meiner Suche nach Dichtung, die von «stimulierenden Substanzen» inspiriert ist, gab es viel zu entdecken: Literatur über Absinth ist (erwartungsgemäß) eigentlich nur auf Französisch zu finden; LSD-Benutzer neigen dazu, ihre kreativen Schübe in Bildern auszudrücken; über Alkohol – abgesehen von den Trinkliedern – oder Heroin gibt es fast nur Schriften von Gesundheitsämtern und verwandten Institutionen. Dagegen existieren viele Romane, die schon mit dem Titel «Morphium» dem Mittel huldigen, das sie hervorgebracht hat. Auch Opium und Kokain sind, literarisch gesehen, sehr produktive Drogen...

Thomas de Quincey, englischer Schriftsteller um 1800, beschreibt einen möglichen Grund: «[...] während der Wein die geistigen Fähigkeiten in Unordnung bringt, das Opium, in der angemessenen Weise genommen, sie in die erlesenste Ordnung, Gesetzmäßigkeit und Harmonie überführt. Der Wein raubt dem Menschen die Macht über sich selbst, das Opium stärkt sie in hohem Maße. Der Wein verwirrt und trübt die Urteilkraft und gibt der Liebe und dem Haß des Trinkenden einen übernatürlichen Glanz und eine flackernde Erregtheit. Das Opium dagegen teilt den tätigen wie den beschaulichen Kräften Gelassenheit und Gleichgewicht mit, und dem moralischen Empfinden gibt es ganz allgemein jene Art von lebendiger Wärme, der unser Verstand zustimmt [...].»²

Aber ganz egal, welches Stimulans im Mittelpunkt steht: Drogen und ihr Gebrauch sind schon immer ein ambivalentes Thema gewesen. Die einen preisen in den Texten ihr Pulver als absolut ungefährlich und verheißen der Menschheit ewigen Frieden, wenn nur mehr davon benützt würde. Die anderen schildern eine Höllenfahrt und die Schwierigkeiten, wieder ein Leben ohne Extra-Welt zu führen. Die einen basteln an irgendwelchen Mythen, die anderen wollen Volksaufklärung betreiben, wieder andere schildern eher erstaunt als sensationell ihre Erfahrungen mit dem «Stoff».

Besonders plastisch beschreibt M. Agejew, dessen wirklicher Namen seit 1934 gesucht und nicht endgültig gefunden werden konnte, die quälenden Momente, in denen sein Held den Entzug zu spüren bekommt: «Ich setze mich nicht, ich falle auf die Couch. Zusammengekrümmt atme ich grauenvoll. Ich erhebe mich beim Einatmen, und beim Ausatmen falle ich wieder zusammen, als wäre es möglich, mit dieser Luftsäule, die hineingerammt wird, meine Verzweiflung abzukühlen. [...] In einer entsetzlichen Traurigkeit, wie ich sie noch niemals empfunden habe,

schließe ich die Augen. Langsam und gleichmäßig fängt das Zimmer an zu kippen und sich auf einer seiner Ecken niederzulassen. Die Ecke senkt sich tiefer, gleitet unter mich, steigt hinter mir hoch, taucht über mir auf und stürzt von neuem Hals über Kopf herunter. [...] Mein Hals hält es nicht mehr aus, der Kopf fällt mir auf die Brust, im Zimmer stülpt sich das Unterste zuoberst.»¹

Sogar für die Klassifikation der Texte können nicht immer die gewöhnlichen Grenzen zwischen Belletristik und nicht-fiktionaler Abhandlung eingehalten werden: Die Benutzer sind oft Forscher und beschreiben ihre Zustände ungemein exakt; andersherum drängt es den Wissenschaftler oft, selbst zu experimentieren, um seine Untersuchungen fruchtbarer zu machen.

Trotz aller Unterschiede scheinen diese Texte den Leser, geht man von Interpretationen und Rezensionen aus, immer und sofort vor die eine Frage zu stellen: «Warum nimmt der Mensch Drogen?» Da werden Theorien gebildet, mafiöse Verschwörungen aufgedeckt, unmenschliche soziologische Umfelders geachtet, aber *den* Grund, der den Drogenkonsum erklären soll, gibt es einfach nicht. Gerade dieser Punkt macht aber auch die Lektüre interessant, oft auch, weil jede Droge ihre eigene Geschichte hat, was ihre Verbreitung, Anwendung und gesellschaftliche Akzeptanz beziehungsweise Kriminalisierung betrifft: Die Morphini- sten des letzten Jahrhunderts kamen häufig auf ärztliche Verordnung hin zur Sucht und hatten damals auch kaum Beschaffungsschwierigkeiten. Friedrich Glauser schreibt in seiner Geschichte «Morphium – Eine Beichte»: «Während einer Erkältung bekam ich mitten in der Nacht eine starke Lungenblutung, mußte um Mitternacht einen Arzt aufsuchen; dieser machte mir eine Morphiumeinspritzung [...]. Plötzlich wurde ich ganz wach. Ein sonderbares, schwer zu beschreibendes Gefühl «nahm von mir Besitz» (man kann es kaum anders ausdrücken). Trotzdem es mir damals materiell sehr schlecht ging, war alles plötzlich verändert, die Not hatte ihre Wichtigkeit verloren, sie war nicht mehr vorhanden, ich hielt das Glück in den Händen; es war, um einen schlechten Vergleich zu gebrauchen, so, als ob mein ganzer Körper ein einziges Lächeln wäre. Und dann lag ich wach, bis zum Morgen.»

Genau umgekehrte Karriere machte das Kokain: Es war in Europa und den USA zuerst Genußmittel (der Siegeszug von Coca-Cola begann 1886, als das Gebräu noch Kokain enthielt), bis 1884 der Augenarzt Carl Koller darin ein Lokalanästhetikum entdeckte.

Neben den soziologischen Gesichtspunkten läßt sich die Biographie einer Droge auch vom geographischen Standpunkt aus ansehen: Im Laufe der Verbreitung bilden sich «Hauptstädte», in die gepilgert wird, wo Legenden entstehen und Schlagzeilen gemacht werden. Die Erinnerungen, Geschichten, Gedichte der zwanziger Jahre, die sich um das Kokain drehen, haben fast immer Paris zum Schauplatz. Auch das Alter der Drogen variiert stark: Die ersten Beschreibungen des Koka stammen von Thomas Ortiz, einem Missionar in den Anden, der 1499 die Gebräuche der Indianer beschreibt. Die Wirkungen wurden erst später entdeckt, so daß Amerigo Vespucci in einem Brief vom 7. September 1504 die seltsame Angewohnheit der Südamerikaner schildert, ohne Unterlaß «Kraut» und «Gipspulver» zu kauen. Seine Einschätzung des Phänomens: «Und da wir sehr darüber erstaunt waren, konnten wir dieses Geheimnis nicht verstehen.»

Heroin hingegen wurde erstmals 1898 aus dem Morphinium isoliert und in seiner Wirkung beschrieben, und zwar ironischerweise in seiner Funktion, den Entzug von Alkohol oder Morphinium zu erleichtern! Und die Erfindung und Entdeckung von Rauschmitteln geht ja weiter: Hippies, Kiffen und LSD – dazu finden sich natürlich Flower-Power-Texte aus den wilden Sechzigern. Das berühmte-berüchtigte Ecstasy, die Durchhalte-Droge der Techno-Fans, hat bis jetzt ihren Weg in die Literatur noch nicht gefunden.

Eine Schwierigkeit dieser Art von Literatur ist die Identifikation, denn Drogen-Texte sind oft nur für «Eingeweihte» klar als solche erkennbar. Rauschmittel – außer Alkohol und Zigaretten – sind nun mal kein Thema für die Masse, sondern immer eng verknüpft mit Gruppenbildung und Geheimnissen. Eine neue Kategorie könnte also in die Literaturbetrachtung eingeführt werden, nämlich die Kategorie der Direktheit. Wenn Novalis in seinen

«Hymnen an die Nacht» schreibt: «Was quillt uns auf einmal so ahnungsvoll unterm Herzen, und verschluckt der Wehmuth weiche Luft? Hast auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältst du unter deinem Mantel, das mir unsichtbar kräftigend an die Seele geht? Köstlicher Balsam träuft aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn» – dann ist das im Gesamten nur eine kurze Passage, die auf Drogenerfahrungen hindeutet, aber eine Interpretation der gesamten «Hymnen» in diese Richtung ermöglicht. Muß aber nicht. Anders Thomas de Quincey. Er nennt seinen 1822 erschienenen Text «Bekenntnisse eines englischen Opiumessers» und löste mit seiner Direktheit sofort einen gesellschaftlichen Skandal im britischen Königreich aus.

Natürlich gibt es noch viel mehr Gesichtspunkte, um diese Sparte der Literatur weiter auszuloten, und die Möglichkeiten werden um so weiter, je mehr Texte man liest. Gemeinsam ist ihnen allen nur eines: Es gibt kein verbindendes Element außer der Droge selbst. Die verschiedenen Autoren und ihre Anliegen aufzuspüren, die Vielfalt zu sichten und die eigene Sensibilisierung für einen eher sekundär behandelten Bereich der Literatur ist es, was eine solche Suche interessant macht. Man liest einfach nach einer solchen Zusammenstellung ein bißchen anders; «Schnee» bezeichnet nämlich nicht immer nur eine Erscheinungsform von Wasser ...

Franziska von Nell

Franziska von Nell, Jahrgang 1974, studierte nach ihrem Abitur an der Freien Waldorfschule Mainz Germanistik, Anglistik und Psychologie in Heidelberg. Nach der Zwischenprüfung Wechsel ins Freie Studienprojekt der Jugendsektion am Goetheanum, Dornach. Zur Zeit absolviert sie die Ausbildung für pädagogisch-therapeutische Sprachgestaltung der Dora-Gutbrod-Schule in Aesch.

1 M. Agejew (Pseud.): «Roman mit Kokain», Hamburg 1986.

2 Thomas de Quincey: «Bekenntnisse eines englischen Opiumessers», München 1965, S. 45.

Benutzte Literatur:

Benn, Gottfried: «Cocain». Aus: «Gesammelte Werke», Wiesbaden 1959. Berber, Anita und Droste, Sebastian: «Die Tänze des Lasters, des Grauens und der Ekstase», Wien 1923. Bulgakov, Michail: «Morphium». Zürich 1971. Glauser, Friedrich: «Morphium». Charles Linsmayer (Hg.), Zürich 1980. Novalis: «Gedichte». Frankfurt a.M. 1987. M. Agejew (Pseud.): «Roman mit Kokain», Hamburg 1986. Pulver, Max: «Himmelpfortgasse», Leipzig 1927. Quincey, Thomas de: «Bekenntnisse eines englischen Opiumessers», München 1965. Springer, Alfred: «Kokain, Mythos und Realität», Wien 1989. Trakl, Georg: «Der Schlaf (2. Fassung)», aus: «Der Brenner», Jg. IV, H. 19, 1914.

«In Ruhe wahrnehmen und abwägen»

Interview über den pädagogischen Umgang mit Drogenfragen



Felicitas Vogt ist in der Waldorfbewegung bekannt für ihr Engagement im Problembe- reich Drogen. Deshalb liegt der Schwerpunkt des Gesprächs auf der Frage nach dem sachgerechten pädagogischen Umgang mit einem Gebiet, das in jeder Schule und in jeder Klasse irgendwann einmal zum Thema wird. Felicitas Vogt ist selbst Lehrerin und im «Verein für Anthroposophisches Heilwesen» tätig. Durch ihre Auseinandersetzung mit der Anthroposophie eröffnet sich eine weitere Perspektive auf die Fragestellung. Auf Beratungs- und Vortragsreisen über die ganze Erde vermittelt sie ihre langjährige Erfahrung und lernt das Problem von immer neuen Seiten kennen.

■ Frau Vogt, vielleicht können wir damit anfangen, daß Sie versuchen, die gegenwärtige Drogenproblematik in den Kontext ge-

sellschaftlicher und menscheitskundlicher Entwicklung einzuordnen.

Ich habe den Eindruck, Drogen werden besonders dann zum Problem, wenn sie zu einem Zeitpunkt konsumiert werden, zu dem eigentlich ein anderer Weg zur geistigen Erkenntnis und Entwicklung dran wäre.

Es ist uns allen heute wichtig, selbständig und frei über uns selbst zu entscheiden. Das kennzeichnet heute jung wie alt: Die Sehnsucht nach individueller Selbständigkeit genauso wie die Sehnsucht nach geistigen Erfahrungen. Beides zusammenzubringen, ist unser Problem. Mach ich mich selbst auf den Weg und sammle ich aktiv Erfahrungen auf einem Schulungsweg mit all seinen schmerzhaften Hindernissen oder laß ich mich von Substanzen bedienen. Das scheint mir eine entscheidende Frage zu sein.

Drogen gab es auch in früheren Kulturepochen. Sie wurden aber nicht zum Eigenzweck genommen, sondern von Eingeweihten oder Priestern den Menschen verabreicht, die jahrelang darauf vorbereitet wurden. Nur diejenigen bekamen sie, die sich als moralisch stark genug erwiesen, die Wirkung der Droge so zu verarbeiten, daß sie daraus geistige Einsichten an ihren Stamm, an ihr Volk weitergeben konnten. Ein völlig anderer Stellenwert des Drogenkonsums damals als heute. Heute wird die Droge zumeist zum Eigengenuß genommen. So konsumiert, vermittelt sie nur Scheinspiritualität. Wir haben es deswegen mit Drogen-Problemen zu tun, weil sich an diesem Punkt an Stelle der Ich-Tätigkeit eine Drogenwirksamkeit entfaltet.

■ *Wie ist der Zusammenhang zwischen Stoffen und Bewußtseins-erlebnissen? Jeder Stoff hat seine spezifischen Eigenschaften, auch für das Bewußtsein. Was macht bestimmte Stoffe zu gefährlichen Stoffen?*

Lassen Sie mich noch anfügen unter dem Aspekt der Menschheitsentwicklung: Wir befinden uns ja in der Bewußtseinsseelenkultur, und wenn man die Menschenkunde Rudolf Steiners hier zugrundelegt, heißt das, daß die Bewußtseinsseelentätigkeit sich auf Sterbeprozesse des physischen Leibes abstützt. Also da, wo Sterbeprozesse im physischen Leib stattfinden, können an diese Stelle Bewußtseinsprozesse treten. So konnte in der ägyptischen Kulturepoche die Empfindungsseele sich entwickeln, wo im Seelischen, im Astralleib, Sterbeprozesse stattfanden, in der griechisch-römischen Kulturepoche die Verstandes- und Gemütsseele, wo die Lebenskräfte, der Ätherleib ihr durch ein partielles Absterben Raum bot. In unserer Zeit der Bewußtseinsseelenentwicklung wird diese durch Todesvorgänge im Physischen ermöglicht. Und insofern hat die Droge schon eine sehr interessante Wirkung, denn sie macht – natürlich in pervertierter Form – diesen Prozeß sichtbar, und zwar innerhalb kürzester Zeit. Es werden auf den verschiedenen Ebenen durch Herauslösungen der Lebenskräfte von Organen ganz bestimmte Prozesse freigesetzt, die dann im Bewußtsein erlebt werden.

Und da kann man sagen, daß das Kokain vorwiegend die Lebenskräfte des Denkens im Kopfbereich stark angreift und sich das als Gedankenexplosion, als Gedankenaktivierung und -stimulanz bemerkbar macht. In diesem Bereich hat Kokain seine spezifische Ausprägung. Die halluzinogenen Drogen hingegen greifen mehr im mittleren Bereich, dem des Fühlens, in den mittleren Organen, die Lebenskräfte an und setzen aus diesem Bereich heraus dann die – scheingeistigen – Erlebnisse frei. Und Opiate oder Opiatderivate setzten mehr im Stoffwechselbereich die Lebenskräfte frei.

So hat jede Droge ihren Angriffsort im Lebenskräfteorganismus. Wo unbewußt die Lebensfunktionskräfte wirken, werden diese jetzt durch die Droge an die Drogensubstanz gebunden und damit ein Exkarnationsprozeß verursacht, wodurch ein sogenanntes geistiges Erlebnis zustandekommt. Es läuft aber zwangsläufig ab, es ist kein Freiheitserlebnis.

■ *Welchen Einschlag haben die Drogen in der biographischen Entwicklung? Wie wird zum Beispiel eine spätere Drogensucht veranlagt? Spielen pädagogische Fehlgriffe hier eine Rolle?*

Das ist eine ganz schwierige Frage, weil es oftmals nur Einbahn-

straßen-Antworten zu dieser Frage gibt. Zunächst einmal kann man die Theorie verfolgen, daß es eine durch Defizite in der Vergangenheit verursachte Selbstmedikation gibt, das heißt, Menschen, die ganz massive Willenseinbrüche in ihren ersten, zweiten, dritten Jahrsiebten erlebt haben, erleben später eine Kältesituation oder ein Defizit, das dann substituiert wird. Im Klartext: Wenn ein Schüler, der im ersten Jahrsiebt fünf-, sechs-, siebenmal umgezogen ist, der die Trennung der eigenen Eltern sehr schmerzhaft erlebt hat oder der immer wieder neue Schulsituationen erlebt hat, sich also nie voll hat beheimaten können, der wird natürlich versuchen, diese Nicht-Einwurzelung zu kompensieren, zum Beispiel auch durch Drogenkonsum. Das heißt, es entsteht die Sehnsucht sich einzuwurzeln jetzt in eine «geistige Heimat», weil man keine physische gefunden hat. Das wäre eine Möglichkeit der Erklärung.

Eine andere: Es gibt Jugendliche, die aufgrund verschiedener pädagogischer Hintergrundsituationen ein sehr schwaches Selbstbewußtsein ausgeprägt haben. Dieses substituieren sie jetzt durch ganz bestimmte Drogen – Kokain oder andere Amphetamine vermitteln im Grunde genommen immer das Heldenbewußtsein, daß man jetzt ganz besonders ein Brillierender ist, den Applaus der Welt entgegennimmt, und daß man jede Situation eigentlich meistert. Und nicht nur eine, sondern fünf zur gleichen Zeit, oder zehn oder zwanzig! Daß es sich dabei um ein illusionäres Erleben handelt, ist deutlich.

Ein weiteres Defizit könnte kompensiert werden durch Opiatderivate, zum Beispiel Heroin: Die Ruhigstellung aufgrund einer «overstimulation», einer «Sinnes-Überstimulanz» durch einen verfrühten Medienkonsum, durch zu viel laute Umweltbedingungen oder weil zu Hause nie Ruhe war, ständig Streit, ständig Gebrüll, laute Musik des älteren Bruders – was auch immer, irgendwann kommt die Sehnsucht: Ruhe! Kein Angriff mehr von außen! Das kann dazu führen, daß man sich mit den Heroin-Betonmauern in die eigenen Räume einmauert, um sich da dann selbst wieder im Mittelpunkt zu fühlen.

Insofern hat die Drogeneinnahme auch mit der konstitutionellen und mit der biographisch bedingten Defizitsituation im pädagogischen Bereich zu tun. Das ist aber eine sehr große Gefahr, das nur so einseitig darzustellen, denn ich kenne auch genügend Jugendliche, die eine ganz hervorragende und ausgeglichene pädagogische Hintergrundsituation hatten und trotzdem zu Drogen gegriffen haben, beziehungsweise Jugendliche, die trotz erheblichen Mangels an pädagogischer Zuwendung dies nicht getan haben. Das eher egoistische Interesse in der Pädagogik: «Wie muß ich erziehen, daß mein Kind auf keinen Fall je Drogen nimmt?» halte ich von daher für fragwürdig. Zunächst einmal muß bemerkt werden, daß die Begegnung mit der Droge ein Faktor der fünften Kulturepoche ist. Und das ist etwas, was wiederum auch sehr mißverständlich ist, wenn man das jetzt nicht umfassend darstellt; natürlich werden wir dafür sorgen wollen, daß der schädliche Einfluß der Drogen so weit wie möglich minimiert wird; aber es ist heute kaum noch möglich, unsere Kinder vor einem Kontakt mit Suchtstoffen zu schützen. Nikotin und Alkohol zum Beispiel werden ihnen doch von allen Seiten angeboten per Werbung. Selbst Haschisch hält seinen Einzug nicht selten in sechsten und siebten Klassen. Ziel der Pädagogik muß es daher sein, die Willenskonstitution unserer Kinder und Jugendlichen so zu stärken, daß sie die Kraft entwickeln, ganz klar nein zur Droge zu sagen, daß sie die Fähigkeit zur Verfügung haben, eindeutig zwischen Schein und Wirklichkeit zu unterscheiden. Selbst wenn dann eine Drogenbegegnung stattfinden sollte, kann genau erkannt werden: Sind das jetzt zwanghafte geistige Erlebnisse, die ich nicht mehr selbst beeinflussen kann? Wecken solche zwanghaften Erlebnisse die Sehnsucht, ohne Außenstimulation zu eigenen geistigen Erlebnissen zu gelangen, die nicht zwingend, sondern freilassend wirken? Das ist die entscheidende Frage, ob uns das in der Pädagogik gelingt, zu veranlassen.

■ *Ab wann werden Drogen gefährlich? Ist der erste Joint schon ein Problem? Ist das ein Glas Bier? Wo sehen Sie da Abstufungen? Jede Droge wird gefährlich in dem Moment, wo sie etwas substituiert. Ich selbst bin ein sehr experimentierfreudiger Mensch und*

dennoch halte ich die Experimente im Drogenbereich für problematisch. Der erste Joint stößt natürlich eine Tür in eine Welt auf, in der ich «Geister rufe, die ich nicht wieder loswerde».

Zudem bleibt die Frage offen, wieweit ein Drogenkonsum physische Langzeitschäden verursacht. An erster Stelle sollte in Schule und Elternhaus über die Drogen aufgeklärt werden, um dann begründet von innen abzuraten. Dazu bieten sich besonders die Chemie- und Gesundheitslehre- und Lebenskundeepochen ab der siebten Klasse an.

Ich bin betroffen, wie oft Eltern und Lehrer in Panik geraten, wenn sie von einem Drogenkonsumenten erfahren. Verstehen wollen und helfen wollen, sollte an die Stelle treten.

Denn man muß heute den Jugendlichen schon verdeutlichen, daß sie keinen Zugriff auf ihr unbewußtes Seelenleben haben. «Ich hab' das im Griff» – das ist eine der meist genannten Argumente von Kiffern (Haschisch-Konsumenten). Und das ist nun ausgerechnet die Aussage, die kein Jugendlicher machen kann zu einem wenn auch noch so anfänglichen Drogenkonsum. Aus pädagogischer Sicht kommt es heute verstärkt auf die liebevolle – ich betone liebevolle und nicht panikmachende – Beobachtung des Lehrers und der Eltern an: Bekomme ich mit, wann eine Droge oder ein Drogenexperiment unter Umständen zu einer Substitution, einer Selbstmedikation führt, die sich meinem pädagogischen Zugriff selbst entzieht? Das ist eine Kardinalfrage. Und hier haben Aspekte des Kriminellen, der Illegalität nichts zu suchen. Hier sind nur der liebevolle, therapeutische Blick und der Wille, Entwicklungshilfe zu leisten, gefragt.

Die Drogenpolitik an Schulen, und zwar nicht nur an Waldorfschulen, sondern generell, ist oftmals eine sehr diffuse und für meine Begriffe auch eine verlogene. Denn in dem Moment, wo wir die Verlogenheit der Medien, der Nachrichten, der Internet-Welten, der Virtual Reality, kritiklos zulassen und mit einem Glas Bier in der Hand mit erhobenem Zeigefinger auf die kiffenden Jugendlichen zeigen, ist unsere Glaubwürdigkeit für den Jugendlichen bereits zerstört (das soll keine technik-feindliche Bemerkung sein, sondern die Aufforderung zur bewußten kritischen Auseinandersetzung mit den uns überrollenden Medien). Für mein Empfinden geht es heute insgesamt um eine Objektivierung und eine faire Auseinandersetzung mit dem Drogenkonsum als einer zeitgemäßen Erscheinung, einem Phänomen der heutigen Zeit.

■ *Das wird heute ja dadurch erschwert, daß der Drogenkonsum anscheinend immer früher einsetzt. Können Sie sagen, in was für einer Altersstufe das heute liegt?*

Zwischen elf und zwölf Jahren, vorausgesetzt man zählt den Alkohol- und den beginnenden Haschischkonsum und auch den Nikotinkonsum dazu.

■ *Wie sieht es mit den anderen Drogen aus? Wann kommen die dazu? Wer nimmt was in welchem Alter? Und Warum?*

Es gibt eine deutliche Zunahme von Haschisch als sogenannter «recreational drug»; diese «casual recreation», dieses «am Wochenende» – so wie der Papa und die Mama am Wochenende sich eben den Alkohol gönnen, so gönnt man sich am Wochenende eben seinen Joint. Das nimmt in einer Zeit des Stresses, des Keine-Zeit-mehr-Habens und des Den-Blick-für-das-Wesentliche-Verlierens zu. Eine verständliche Geste, die natürlich ihre Schatten wirft. Denn daß eine willenslähmende und eine bis ins Physische langzeitschädigende Wirkung von Haschisch ausgeht, wird von unserer Gesellschaft immer wieder heruntergespielt und unsachgemäß verharmlost.

Daß man Spaß haben möchte in einer Zeit, in der es wirklich nicht mehr so wahnsinnig spaßig ist zu leben, in einer Umwelt, die geprägt ist von Begriffen wie «Streß», «Krise», «Korruption», muß sich die Droge Ecstasy breit machen, das ist eigentlich ganz konsequent: just for fun. In einer Zeit, in der wir eine vorwiegend materialistisch geprägte Gesinnung vorleben mit ihren sozialen Kälteprozessen, werden wir es ganz konsequent immer mehr mit Ecstasy zu tun haben.

Und einen Jugendlichen jetzt in einer kleinkariert-engspurigen Denkweise zu warnen: Paß auf, du versaut dir dein Leben!

Das interessiert ihn überhaupt nicht, er will jetzt seinen Spaß haben, er will jetzt Toleranzgefühl und Wärme erleben und sich geliebt fühlen. Und genau das verspricht Ecstasy in einem hohen Maße – ohne es natürlich halten zu können.

■ *In welchem Alter geht das mit Ecstasy los? In welcher biographischen Situation hakt das ein?*

Ecstasy ist in der Regel an ein Disco-Leben gebunden, an ein Techno-Disco-Leben; man muß Techno und Ecstasy fast als synonym behandeln, auch wenn es da Ausnahmen gibt. Das fängt so mit 14, 15 Jahren frühestens an, selten vorher. Zwischen 15 und 18 ist das höchste Einstiegsalter für Ecstasy bei uns.

■ *Interessanterweise setzt die Drogenfrage ja vor allem mit dem Beginn des dritten Jahrsiebts ein. Vorher kann man sagen «passiert es einfach», wenn man zum Beispiel an die Straßenkinder denkt. Aber dann wird es zu einer Entscheidungsfrage, bei der der einzelne selbst mitreden kann. Kann man das von der geisteswissenschaftlichen Menschenkunde her zuordnen?*

Ja, das kann man. Um jetzt in anthroposophischen Termini zu sprechen: Wenn wir die ahrimanische Strategie beobachten, also die verhärtende, die die Entwicklung versucht zu verhindern, dann arbeiten diese Kräfte immer mit dem Phänomen der Verfrühung. Um Entwicklung zu verhindern, werden verfrühte Erlebnisse impliziert, und in diesem Fall kann man sagen: Jede Drogenerfahrung im dritten Jahrsiebt ist eine verfrühte scheingeistige Erfahrung. Eigentlich ist es ja die Ich-Kraft, die überhaupt nur eine Chance hat, sich mit der Drogenfrage auseinanderzusetzen. Es geht also um die Ich-Kraft, um die soziale Kraft, die nur in Gemeinschaft entwickelt werden kann. Und diese Kraft ist noch gar nicht frei im dritten Jahrsiebt. Das Ich arbeitet immer noch am Seelengefüge. Es ist aktiv in der Urteilsbildung, es übt sich in diesem Prozeß, in diesem Den-eigenen-Standpunkt-Finden, in der geistig-spirituellen Auseinandersetzung mit der Umwelt, der Außenwelt, in der Auseinandersetzung mit der eigenen individuellen Frage – warum habe ich mich überhaupt inkarniert? – in dieser Auseinandersetzung wird das Ich aktiv. Und wenn jetzt die Droge einwirkt, wird das Ich gefesselt an die Auseinandersetzung mit der Droge und von der eigentlichen Aufgabe abgelenkt; da findet ein Verfrühungs- und oft auch ein Zerstörungsprozeß statt. Das ist ein Problem. Es haben in der letzten Zeit viele Untersuchungen stattgefunden, die deutlich belegen, daß bleibendes Suchtverhalten eher einsetzt, wenn der Drogenkonsum (ein schließlich Alkohol) deutlich vor dem 18. Lebensjahr beginnt.

Das andere ist, daß heute im Zeitalter des enorm sich überschlagenden Materialismus eine geistige Auseinandersetzung mit der Umwelt für Jugendliche immer schwerer wird. Man lernt in diesem Alter den Astralleib kennen, den Sehnsuchtsleib – Rudolf Steiner nennt ihn auch den «Begierdeleib», man kann ihn auch den «Musikleib» oder auch den «Suchtleib» nennen –, es tritt die Sucht nach einer Begegnung mit der Welt auf, die Sehnsucht nach ideeller Erfahrung oder nach spiritueller Eigenerfahrung; und wenn die nicht genügend befriedigt wird, setzt jetzt die Droge mit ihrer Sogwirkung ein und bietet ihre Scheinwelten an. Es ist eine ganz konsequente Wirkung. Deswegen hat die Droge hier im dritten Jahrsiebt ihre unglaubliche Chance, Entwicklung zu verhindern.

■ *Würden Sie sagen, weil Sie ja vorher von Verfrühung gesprochen haben, daß die Droge im dritten Jahrsiebt gefährlicher wirkt als im vierten Jahrsiebt?*

Die Frage ist, ob der Jugendliche schon genügend Urteilsvermögen entwickelt hat, zwischen Scheinwirklichkeit und Wirklichkeit zu unterscheiden. Ich würde das nicht so sehr vom dritten oder vierten Jahrsiebt abhängig machen, sondern davon, ob zwischen Eigen-Aktivität und Fremd-Aktivität, zwischen Eigengestaltung und Manipulation differenziert werden kann. Wenn diese Unterscheidungsfähigkeit veranlagt ist, hat die Droge kaum eine Chance. Das ist eigentlich das Kriterium. Man kann nicht sagen, die Droge sei im dritten Jahrsiebt grundsätzlich verfrüht und grundsätzlich könne man im vierten besser mit ihr umgehen. Ich hab' heutzutage Jugendliche erlebt, die unglaublich reif sind, wo ich sagen muß: Die Reife hatte ich in diesem Alter nicht.

■ Also daß diese Jahrsiebt-Einteilung ab dem dritten Jahrsiebt noch stärker aufgeweicht ist ...

... noch stärker aufgeweicht, noch stärker individualisiert, ja. Und das ist Folge-Erscheinung einer Verdichtung auch karmischer Erlebnisse. So lassen sich die unglaublich dramatischen Beziehungen zwischen Jugendlichen erklären, bei denen man den Eindruck gewinnen kann, daß die Begegnung miteinander wesentlich wichtiger ist als jede Aufnahme von Lernstoff.

Man hat das Gefühl, daß wir heute oft Jugendliche vor uns haben, die schon drei Leben gelebt zu haben scheinen im Vergleich zu früheren Jugendlichen, daß einfach viel reifere Menschen heute auf der Welt sind, die aber noch sehr jung sind.

■ Frau Vogt, in Ihrem Buch beschreiben Sie drei Grundtendenzen, die einen Teenager zu Drogen greifen lassen können: «Bildhunger», der «Hunger nach Tönen» und die «Sehnsucht nach Wesensvereinigung». Können Sie sagen, was die Sehnsüchte sind, die bei den Jugendlichen da zugrunde liegen?

Das zielt eigentlich nochmals auf unsere erste Frage. Heute ist ein Mensch, der – sagen wir einmal – im letzten Jahrzehnt oder in den letzten zwei Jahrzehnten geboren wurde, wesentlich mehr bestimmt vom Werdeprinzip und vom Prinzip der Freiheit, als wir das noch waren, als wir geboren wurden. Ich habe selber noch eine sehr traditionelle Erziehung genossen, bin dafür gar nicht undankbar, aber ich hatte diese Sehnsucht nach freien Gedanken und freien Imaginationen nicht so früh entwickelt, wie das heute in der Jugend der Fall ist.

Die Verlebendigung im Denken, ein freies, bildhaftes Denken zu gestalten, ist eigentlich heute erst richtig möglich, weil wir uns jetzt erst nachhaltig von Traditionen entfernt haben.

Die Sehnsucht nach Tönen können wir der Stufe der Inspirationen zuordnen und die entspricht eigentlich auch schon einer Art Wesensvereinigung, aber mehr im klingenden, im rhythmischen Bereich. Hier möchte der junge Mensch eigentlich am anderen Menschen Wesensäußerungen durchhören. Also er hört nicht mehr nur Worte, sondern er möchte durchhören das Wesen des anderen Menschen, egal, was dieser für Worte wählt. Wenn nur Phrasen gedroschen werden, konventionelle Floskeln, dann kann der Jugendliche noch so sehr durchhören wollen, er wird nichts wahrnehmen. Und diese Enttäuschung erleben heute viele Jugendliche.

Früher war das Ich immer eingebettet in das Gesamtbewußtsein. Jetzt steht das Ich wirklich nackt und alleine da, völlig freigelassen, aber auch alleingelassen vom traditionellen, von der Gruppe bestimmten Verhalten. Und dieses Ich-Erleben geht jetzt durch eine Einsamkeitserfahrung, durch einen Null-Punkt hindurch. Diesen Einsamkeitspunkt gilt es heute zu bejahen. Wenn dieser Prozeß nicht mit einer gewissen Leidensbejahung durchlebt wird, sind Ausweichgesten mit Betäubungsmitteln nicht selten. Bewußtseinsweiterung wird dabei in einen Bereich außerhalb der Selbständigkeit und der Ichhaftigkeit des einzelnen verlegt. Hier hat ja Ron Dunselmann den treffenden Titel gewählt für sein Buch: «Anstelle des Ich».

Diese Ausweichgesten, ob sie nun mit Hilfe von Amphetaminen, Halluzinogenen oder Opiaten vollzogen werden, führen jedoch zu dem gleichen toten Denken, Fühlen und Wollen, wie es unsere Gesellschaft heute zunehmend charakterisiert. Je stärker wir von Phrase, Konvention und Routine geprägt sind, je mehr Zweifel, Haß und Angst uns bestimmen, je intensiver wir uns von Dogmatik, Sektiererei und Taktik leiten lassen, desto mutloser werden wir in unserem Denken, Fühlen und Wollen.

Das heißt, das ganze menschliche Potential an lebendiger Begegnungsfähigkeit wird in den Grundfesten erschüttert. Da, wo es tot ist, ruft man nach Verlebendigung. Je weniger wir aber bereit sind, dafür eigenaktiv etwas zu tun, desto leichteres Spiel haben die bequemen Angebote von Medien, Drogen, Sekten und Gewalt. Hier wird scheinbar Leben angeboten. In Wirklichkeit wird dabei jedoch das Kostbarste im Menschen zerstört, seine eigenaktive Verwandlungsfähigkeit. Schuld daran sind jedoch nicht die Drogen, die Sekten und die Gewalt, sondern das Unvermögen, bewußt und aktiv durch den Nullpunkt gehen zu wollen. Und so erhebt sich hier die Frage: Wie fähig sind wir, mit unseren

Unfähigkeiten in der heutigen Zeit fertig zu werden oder wie aktiv bin ich in der Lage, durch einen eigenen Nullpunkt hindurchzugehen oder wie durchlebe ich Krisen?

Und die Fragestellung, die dahinterliegt, ist die, wie ehrlich wir mit unseren Nöten, mit unseren Leiden, mit unserem Versagen und unserem Nullpunkt umgehen.

Es ist entscheidend zu erleben, wie Menschen sagen: Ich kann nicht mehr! Ich hab' keine Idee, was ich im nächsten Schritt tun soll! Ich bin verzweifelt, aber ich weiß eins: Ich will es schaffen!

Wir haben ja ein völlig krankes Verhältnis zum Leiden entwickelt – es nimmt uns übrigens auch kein Jugendlicher mehr ab, daß wir die perfekten Schönheitsmasken sind, mit denen wir rumlaufen. Ohne Leiden, ohne dieses ganz aktive Bejahen des Leidens wird eine Weiterentwicklung der Menschheit nicht möglich sein. Ich bin kein leidensüchtiger Mensch, ich bin ein sehr lebensfroher Mensch, aber ich bin überzeugt davon, daß wir alle um diesen Punkt nicht mehr herkommen, mehr oder weniger, früher oder später.

Auf der einen Seite stehen Angst, Ohnmacht, Leiden und Schmerz. Auf der anderen Seite steht die painkiller society. Das ist eines unserer Hauptprobleme: painkiller – nicht nur Schmerztabletten und Drogen, auch Medien und Sekten sind painkiller: man braucht den Schmerz des Alleinseins, des auf andere Menschen oder auf Konflikte Zugehens nicht mehr zu ertragen!

Die Konfliktfähigkeit, darauf wird es in der Zukunft ankommen: Mit vollem Bewußtsein ohnmächtig sein! Das klingt paradox: Mit vollem Bewußtsein ohnmächtig. Mal nicht der Macher, nicht der Könner, nicht der Alleswisser sein, das fällt natürlich uns Anthroposophen besonders schwer.

■ Das stellt auch Fragen an die Bildungspolitik, die nicht in Richtung einer so gearteten Selbstbestimmung ausgelegt ist.

Nein. Die Bildungspolitik macht Wasserköpfe des Wissens und erzeugt ganz dünne Menschen im mittleren Bereich, die sich aber ständig vom Wasserkopf belehren lassen, daß sie alles managen können. Das scheint mir ein großes Problem zu sein.

■ Inwiefern kann denn in den Schulen Prävention betrieben werden? Was heißt Suchtprävention für Schule und Erziehung?

Wir müssen, glaube ich, eine gesamte Haltungänderung vornehmen. Es geht nicht darum, gegen Drogen zu kämpfen, sondern es geht darum, für etwas zu kämpfen, und zwar für die Ich-Aktivität, für die Bedingung, daß das Ich sich einwurzeln kann in die Wesensglieder des Menschen. Gelingt uns der Kampf für die Ich-Aktivität im Kind und im Jugendlichen, dann haben wir alle Chancen, statt gegen die Drogen zu kämpfen, den Drogenkampf im Positiven zu gewinnen. Prävention heißt dann nichts anderes als Phantasiebildung, Kreativitätsbildung, Wärmebildung, Willensbildung, Ausbildung von Begegnungsfähigkeit. Das alles scheinen jetzt natürlich Schlagworte, hinter jedem steht aber ein großer, lebendiger Inhalt.

Wenn man die Grundgeste eines jeden Drogenkonsums charakterisieren und dafür ein prägnantes Wort nehmen will, liegt jedem Drogenkonsum – übrigens jedem Suchtverhalten, auch der Kritiksucht, der Arbeitssucht und vielen anderen alltäglichen Süchten – eine Erstarrungsgeste zugrunde. So kann man sagen, daß jede Art von Suchtprävention nur eins zum Ziel haben kann, und das ist Bewegung. Nicht nur physische Bewegung, sondern auch seelische Bewegung und geistige Bewegung. Und hier ist jetzt natürlich der Pädagoge gefragt: Wie gestaltet er, egal in welchem Fach, seinen Unterricht so, daß die Schüler diese Beweglichkeit entwickeln? Das ist künstlerisches Unterrichten! Wie ist er selbst physisch beweglich und dynamisch und strahlt Freude aus, die an der Art, wie er sich bewegt, auch sichtbar wird? Daß der Mensch hereinkommt und die Sonne geht auf, daß der Lehrer in die Klasse hereinkommt und die Schüler sagen: «Oh, Donnerwetter, der ist aber gut drauf! Da wollen wir uns aber mal senkrecht hinsetzen! Der ist ja voll da!» Nichts ist für die Schüler tödlicher als Lehrer, die wie melancholische Kamele herumlatzen, die Last sämtlicher Probleme der Schule auf ihren Schultern lastend und leidend ihren Unterricht ableisten. Verständlich, wenn Schüler dann nur eines äußern: «Das ist ätzend!» Da wird der Ruf

laut, verzeihen Sie jetzt diesen etwas makaberen Vergleich: Wo ist unser Waldorf-Ecstasy, wo ist unsere Waldorf-Begeisterung, wo ist unsere pädagogische Begeisterung?

Und da stellt sich die wesentliche Frage, das mag jetzt sehr merkwürdig klingen nach all dem, was ich bisher gesagt habe: Wie sind wir durcheurythmisiert? Das heißt, die Lebenskräfte müssen bis ins Physische so durchgearbeitet sein, daß man uns anmerkt, daß wir froh sind, inkarniert zu sein, da zu sein und anderen Menschen, unseren Schülern zu begegnen.

Wo erleben Jugendliche das heute, daß wir uns freuen, daß wir da sind? Und daß Arbeit auch Spaß macht und nicht nur grauenhaft ist und abgeleistet werden muß und eben alles schrecklich ist und sowieso den Berg runtergeht.

Wie sieht die seelische Bewegung aus? Wir sind interessiert am Guten – das setzen wir ja voraus und das leben wir ja auch tagtäglich unseren Schülern vor. Als Waldorflehrer sind wir immer am Guten interessiert! Aber haben wir genauso viel Interesse auch für das Böse? Warum ist das Böse heute da? Was für eine Aufgabe stellt sich damit? Wenn das Sechst-, Siebt-, Achtkläßler nicht erleben, daß der Lehrer auch daran interessiert ist, lassen wir sie mit dieser Lebenserfahrung alleine. Denn heute erleben Sechst-, Siebt- und Achtkläßler, daß die Welt eben nicht nur gut und schön ist, sondern eben auch ihre Schattenseiten hat und das immer heftiger.

■ *Also ist Urteilsflexibilität gefragt?*

Urteilsbeweglichkeit! So ist es! Und für mich hat sich im Laufe der letzten Zeit eigentlich ein neues moralisches Kriterium immer mehr erhärtet im Umgang mit Jugendlichen: Gut ist das, was der Entwicklung dient, und schlecht ist das, was die Entwicklung hemmt. Sogar ein Drogenexperiment kann der Entwicklung dienen. Das kann aber natürlich nicht verallgemeinert werden, denn *niemand* kann im voraus wissen, ob eine Drogenerfahrung zur inneren Erstarrung, zur Suchtgeste führt oder eventuell zu einer Weiterentwicklung.

■ *Sie würden also den Lehrern nicht starr raten: Bloß keine Drogen!*

Wir können den Jugendlichen sowieso nicht vorschreiben: Konsumiert keine Drogen! Die Jugendlichen haben eine natürliche Affinität zur Bewußtseinsweiterung, aber die Droge verspricht ja nur, das in einer Scheingebärde zu erfüllen, was wir im Sozialen nicht leisten. Und solange wir im Sozialen, in der menschlichen Begegnung, in der Aufrichtigkeit der Begegnung auch in kritischen Lebensaugenblicken, in der Ehrlichkeit sich selbst gegenüber, in der Ehrlichkeit auch dem Geistigen gegenüber, solange wir im Sozialen noch so am Suchen sind, am Stammeln, am Stottern, uns gegenseitig Entwicklung nicht zugestehen, dürfen wir uns nicht wundern, daß Drogen heute so attraktiv sind und immer attraktiver werden.

Wenn die menschliche Begegnung – und das ist das gegenseitig Erwärmende – nicht entwickelt ist, werden wir die Scheinwärme der Droge nicht verhindern können. Da gibt es Bedingungen. Wir können nicht gegen das eine kämpfen und für das andere nichts tun, das ist sinnlos. Ich würde nie sagen: Jugendliche, macht eure Erfahrung mit Drogen! Nur wenn sie die machen, sollten wir nicht gleich in Panik verfallen und diese Schüler vor allen Dingen nicht sofort aus dem Schulzusammenhang ausschließen. Wir sollten statt dessen sehr genau auf das Wesen des Motivs schauen, sehr genau auf die Tragfähigkeit des Jugendlichen individuell schauen: Was ist hier kompensierbar? Was können wir in der Schule kompensieren? Wann wird eine spezifische Therapie notwendig? Wann muß außerhalb der Schule therapiert werden?

■ *Wie sieht das konkret aus? Wie kann man sich im Unterricht mit Drogen auseinandersetzen?*

Ich weiß nicht, wie lange wir noch brauchen, um anständig aufzuklären. Sachliche Aufklärung ist das absolut erste. Nicht Panik zu verbreiten, nicht Angst zu erzeugen, sondern Klarheit zu schaffen auf dem Gebiet der Drogenwirkung. Jedesmal, wenn ich in den Oberstufen bin und die nüchternsten Dinge über Ecstasy

darstelle – wie den Angriff auf das Gehirn, auf den synaptischen Bereich; wie hier irreversible Prozesse stattfinden, wie der gesamte Serotonin-Gehalt im Körper zur Verfügung gestellt wird, wie die eigene Euphorie in Szene gesetzt wird; diese ganzen biochemischen Folgeprozesse aufgrund der Streßsituation im Synapsenbereich; wie eine selbstindizierte endogene Depression unter Umständen erzeugt wird – wenn man das den Schülern schildert, dann sitzen sie oft da und sagen: Wieso hat uns das bisher keiner so klar gesagt?

Nun erliege ich nicht der Illusion, daß diese Klarheit verhindern wird, daß Drogen konsumiert werden, aber sie gibt erst die Möglichkeit, eigenverantwortlich über den Drogenkonsum zu entscheiden.

Grundsätzlich haben die Drogen die Eigenschaft, sich im Verborgenen zu entfalten. Dazu gehört, daß jeder Drogenkonsum als Gerücht, als Verdächtigung, als etwas Schlimmes, als etwas zu Verbergendes, moralisch Schlechtes, etwas, worüber man nicht offen spricht, behandelt wird. Das haftet der Droge als dämonische Beiwirkung an. Und überall da, wo Offenheit, Klarlegung, objektive Beurteilungskriterien gepflegt werden, entzieht man der Drogenwirksamkeit Macht. Das heißt, ich würde mit einer Oberstufenklasse immer offen über den Drogenkonsum sprechen, aber auch immer offen über die ganz individuelle Wirkweise der Drogen und das Unberechenbare der Drogenwirkung auf die individuelle Entwicklung. Das ist ein Grundprinzip der Aufklärung.

Ich habe im Laufe der letzten zehn Jahre die Erfahrung gemacht, daß man süchtig werden kann, über Sucht zu sprechen. Ich würde das sehr konzentriert und sehr dosiert in der Schule durchführen; dann aber auch Schluß mit dem Thema und übergehen zur Tagesordnung!

■ *Wie kann man Drogenaufklärung in dem jeweiligen Alter behandeln?*

Ich habe bis vor kurzem gesagt, daß in der siebten Klasse die Drogenaufklärung zu früh ist; ich habe mich da eines Besseren belehren lassen, weil viele Siebtkläßler schon sehr konkrete Fragen, ja mitunter auch Erfahrungen haben; hier ist das größte Problem der Einstieg mit Alkohol, Nikotin und anfänglich auch hin und wieder mit Haschisch.

Ich würde in einer siebten Klasse immer so vom Alkohol zum Beispiel sprechen, daß er entgegengesetzt zur menschlichen Entwicklung wirkt. Das heißt, die menschliche Entwicklung läuft ja immer in der Folge <Gehen, Sprechen, Denken> ab, auf physischer Ebene im ersten Jahrsiebt, auf seelischer und geistiger Ebene im zweiten und dritten Jahrsiebt und fortwährend auch im Erwachsenenalter. Der Alkohol wirkt nun genau in umgekehrter Reihenfolge verhaltensbetäubend. Das heißt, erst wird das Denken, dann das Sprechen und dann das Gehen betäubt. Das macht in der Regel in der siebten Klasse immer Eindruck, denn die Siebtkläßler wollen alles andere als sich kindisch benehmen; die wollen ja zu den Oberstufenschülern, zu den Großen gehören. Deswegen würde ich immer in der siebten Klasse mit Drogenaufklärung auf dieser Ebene beginnen. Ich würde auch schon mit einer Stoffkunde der Drogen in bezug auf Nerven- und Organzerstörung beginnen. Grundsätzlich gilt es, in dieser Altersstufe den noch vorhandenen natürlichen Gesundheitswillen zu nutzen. Im Laufe der folgenden zwei Jahre weicht dieser dann extremen Seelenbedürfnissen ohne Rücksicht auf gesundheitliche Schädigungen.

In der Oberstufe würde ich mehr die Droge und ihre Auswirkungen auf das Soziale und das Spirituelle in den Vordergrund stellen. Grundsätzlich gilt es hier, die Aufgabe der individuellen Entwicklung in den Vordergrund zu stellen und das Recht auf Individualisierung in unserer Zeit.

■ *Gibt es noch etwas, das Ihnen zu diesem Thema wichtig wäre zu sagen?*

Ich habe den Eindruck, daß wir mit unserer Erwachsenenhaltung den Drogen gegenüber unsere Jugendlichen ein zweites und ein drittes Mal alleine lassen. Nicht genug, daß sie durch unser Unvermögen oftmals pädagogische Deprivationen, Entbehrun-

gen erleben müssen, daß ihre Einsamkeit über Schmerzgrenzen geht und die Selbstmedikation dann oft mit Drogen versucht wird. Wir versagen ein zweites und ein drittes Mal, wenn wir sie dann verurteilen und sogar karmische Fäden, die zur Waldorfschule geknüpft worden sind, in einer übereilten Weise abkappen, weil wir als Erzieher nicht in der Lage sind, sinnvoll zu unterscheiden: «Welcher Schüler kann hier im Schulbereich noch gehalten, behandelt, therapiert werden, welcher nicht?»

Das ist ein Armutszeugnis, das wir uns selbst ausstellen, wenn wir uns diesen Fragen nicht ernsthaft und gewissenhaft stellen. Man kann einer heranwachsenden Jugend nur wünschen, daß sie immer mehr Lehrer und immer mehr Erwachsene antrifft, die sich mit dem Wesen des Drogenkonsums auseinandersetzen und nicht das moralische Kostüm, daß nicht sein kann, was nicht sein darf. Es könnte jetzt der Eindruck entstehen, daß wir heute den Drogenkonsum von Kindern und Jugendlichen hinzunehmen hätten, Ziel unserer pädagogischen Bemühungen muß es aber sein, die Fähigkeiten unserer Kinder, sei es im künstlerischen, religiösen, geistigen oder sozialen Bereich, so zu wecken, daß die Droge mit ihren Scheinerlebnissen keinen gefährlichen Reiz auf sie ausüben kann.

Hat jedoch ein Drogenkontakt stattgefunden, sind Panik, Zynismus, Resignation die unpädagogischsten Mittel. Es gilt, in Ruhe wahrzunehmen und abzuwägen, wieweit dem Schüler in der Schule Hilfe geboten werden kann und ab welchem Stadium eine Therapie außerhalb der Schule notwendig ist.

Das Interview führte Martin Malcherek im Juli 1997 in Bad Liebenzell.

Felicitas Vogt, geboren 1952 in Köln. Sie studierte Theologie und Sport und absolvierte das Waldorflehrerseminar in Stuttgart. Von 1982 bis 1994 war sie Klassenlehrerin an der Waldorfschule Würzburg. Seit 1994 ist sie als Mitarbeiterin in der Medizinischen und Pädagogischen Sektion am Goetheanum tätig und bearbeitet Zeitfragen, Biographiefragen und Jugendfragen auf dem Hintergrund der anthroposophischen Menschenkunde. Seit 1996 hat sie die Geschäftsführung des Vereins für Anthroposophisches Heilwesen in Bad Liebenzell übernommen.

sondern darum, zu erkennen, daß neue Probleme nicht mit alten Mitteln zu lösen sind, daß Biographien wie die P.'s nicht nur ein individuelles «Problem» sind, sondern eine gesellschaftliche Katastrophe darstellen – auch wenn man seinen Lebensweg als individuelle Entscheidung anerkennen muß. (MM)



«Ich habe meine Drogen und das reicht dann schon...»

Interview mit Straßenkindern in Berlin

Das Interview habe ich im Dezember 1996 in Berlin, im «Klik», einer Art Tagesstätte für Straßenkinder, geführt. Weil «Straßenkinder» damals – auch weil es sich im vorweihnachtlichen Emotionsschub besonders gut verkaufen läßt – eines der Medienthemen war, habe ich von einer Veröffentlichung abgesehen. Im Kontext dieses Heftes geben einige Aussagen aber Aufschluß über den Zusammenhang von Gesellschaft, Randgruppendasein und Drogenkonsum, über Kinder/Jugendliche unserer Zeit und die entsprechenden neuen Fragestellungen an Schule und Erziehung. Interessant ist dabei weniger der vordergründige Sensationalismus – zum Beispiel, daß es Erscheinungen wie Straßenkinder nicht nur in Dritte-Welt-Ländern, sondern auch im ehemaligen Sozialstaat Bundesrepublik Deutschland gibt – als vielmehr die indirekten, zu folgernden Konsequenzen.

Meine Gesprächspartner waren P. (13 Jahre) und R. (21 Jahre). Was sie sagen, wirft Fragen auf: Was heißt es für ein Schulsystem, wenn die besten Schüler (eine Behauptung, die ich P. aufgrund seines Auftretens unbesehen glaube) schon in der siebten Klasse keinen Grund mehr sehen, in die Schule zu gehen? Was für eine Zukunft hat eine Gesellschaft, in der schon Kinder die Doppelmoral und Inhaltslosigkeit des bürgerlichen Lebens durchschauen und sich ihr verweigern? Im Gespräch wurde deutlich, daß P. auch Verantwortungsbewußtsein besitzt (zum Beispiel für seine Schwestern) – trotzdem ist er ein 13-jähriger Zyniker, der auf mich den Eindruck eines zu früh erwachsen Gewordenen gemacht hat.

Es geht in dem Interview nicht darum, «betroffen» zu machen,

■ *Wie kommt es eigentlich zur Bezeichnung «Straßenkinder» – nennt Ihr Euch selber so?*

R.: Ja, «Straßenkinder» ..., das geht halt so durch die Medien. Als würden wir alle auf der Straße leben, dabei wohnen die meisten von uns in besetzten Häusern oder sind bei Freunden untergekommen. Wir halten uns schon die meiste Zeit auf der Straße auf – von daher ist der Begriff schon richtig.

■ *Wen meinst Du, wenn Du «wir» sagst, was macht Euch als Gruppe aus?*

R.: Das ist der Zusammenhalt, den wir untereinander haben: daß wir zusammen schnorren gehen und auch so viel zusammen unternehmen.

■ *Ihr habt vermutlich nicht unbedingt ein geregeltes Leben?*

R.: Ja, das ist schon so, daß keiner von uns arbeiten geht, sondern daß wir alle vom Schnorren oder von Sozialhilfe leben.

P.: Ich brauch' auch gar nicht arbeiten. Es gibt genug Leute, die für mich arbeiten gehen.

■ *Wie sieht denn der Straßenkinder-Alltag aus?*

R.: Ich geh' so gegen elf, zwölf Uhr aus dem Haus, dann erstmal was zu essen schnorren und Geld für das, was ich so brauche, meine Getränke, Haarfarbe und so. Geld fürs «Klik», wenn's hier was zu essen gibt.

P.: Bier kaufen.

R.: Ja. Und abends dicht machen, wenn's geht. Da ist dann Party angesagt. Bier trinken und erzählen, was tagsüber so los war.

■ *Wie seid Ihr dazu gekommen, so zu leben – Ihr habt ja wahrscheinlich auch mal zu Hause gewohnt...?*

P.: Ja klar. Ich hab halt Streß gehabt, da bin ich von zu Hause ausgezogen, dann auch aus der Stadt 'raus. Und dann bin ich irgendwann in Berlin gelandet.

■ *Du bist 13, wie lange bist Du schon unterwegs?*

P.: Ein dreiviertel Jahr oder ein Jahr. Ich bin ungefähr seit 'nem halben Jahr in Berlin, vorher war ich in Köln, Amsterdam, Hannover und so.

■ *Was war der Grund, zu Hause auszuziehen?*

P.: Weiß ich nicht so. Es kam alles zusammen. Ich konnte nicht machen, was ich wollte; meine Mutter hat versucht, mir Sachen vorzuschreiben. Da bin ich nicht mit klar gekommen. Dann bin ich halt gegangen, und jetzt kann ich machen, was ich will. Also eigentlich ja nicht.

■ *Wieso nicht?*

P.: Es regt mich auf, daß der Staat mit mir machen kann, was er will. Die können mich jetzt in den Knast stecken und so weiter, die können alles machen. Dich anzeigen wegen irgendwas. Einen Kumpel von mir haben sie zusammengeschlagen, weil sein Hund vors Bullenrevier geschissen hat. Das können die alles machen, das ist keine Freiheit.

■ *Waren das spezielle Themen, über die Du Dich mit Deiner Mutter gestritten hast?*

P.: Ich hatte mit meiner Mutter eigentlich immer Krach. Die letzten Jahre habe ich mich kaum noch mit ihr unterhalten. Eigentlich habe ich gar nicht mehr richtig zu Hause gewohnt, nur noch da geschlafen. Ich bin dann auch nicht mehr zur Schule gegangen, war den ganzen Tag irgendwo unterwegs. Aber dann hat meine Mutter – auch das Jugendamt – Streß gemacht. Die wollten mich für ein Jahr ins Ausland schicken oder so.

■ *Wie ist das mit dem Jugendamt – sind die nicht hinter Dir her?*

P.: Die wissen eh, daß sie nichts machen können.

■ *Was ist mit Deiner Mutter, ist der das egal?*

P.: Nee, zwar nicht egal. Aber sie weiß auch, daß sie nichts machen kann, wenn ich weggehen will. Was soll sie denn auch machen? Einsperren, oder was?

■ *Hast Du Dich nochmal bei ihr gemeldet, seit Du weg bist?*

P.: Am Anfang nicht, aber dann hab ich mich mal gemeldet. Vor allem wegen meinen Schwestern.

■ *Sind die älter oder jünger als Du?*

P.: Ich habe zwei jüngere Schwestern.

■ *Könntest Du Dir vorstellen, nochmal zurückzugehen?*

P.: Nö, auf keinen Fall.

■ *Wie stellst Du Dir deine Zukunft vor?*

P.: Weiß nicht. Ich mach mir keine Gedanken über meine Zukunft. Ich leb' doch jetzt und nicht irgendwie in der Zukunft.

■ *Egal, was in drei Wochen ist?*

P.: Ja, klar.

■ *Hast du Ideale?*

P.: Nee, eigentlich nicht.

■ *Kannst Du Dir unter dem Wort was vorstellen?*

P.: Also für mich nicht.

■ *Wie sah das bei Dir in der Schule aus?*

P.: Erst – so bis zur vierten, fünften Klasse – war ich ganz gut, Klassenbester eigentlich. Und dann sechste Klasse, siebte Klasse

hatte ich keinen Bock mehr. Das war alles viel zu einfach, da hab ich dann gar nichts mehr gemacht. Und siebte Klasse – im zweiten Halbjahr bin ich dann gar nicht mehr hingegangen, hab auch kein Zeugnis gekriegt.

■ *Was hast Du statt dessen gemacht, wenn Du nicht in der Schule warst?*

P.: Ich bin morgens aus dem Hause gegangen und dann war so Verschiedenes: Leute getroffen, Bier getrunken, rumgegangen halt. Irgendwo hingesetzt. Ich hab auch oft bei anderen übernachtet.

■ *Wie sieht's bei dir aus R.? Hast Du eine Utopie, wie die Gesellschaft aussehen sollte?*

R.: Mir wär 'ne friedliche Anarchie am liebsten, daß jeder mit jedem klarkommt. Und daß die Politik sich ändert. Ich will 'ne Menschheit ohne Kriege.

■ *Hast du konkrete Ideen, was für Schritte da getan werden müßten?*

R.: Erstmal die ganzen Armeen abschaffen. Und dann vielleicht 'ne andere Regierung – oder gar keine. Daß jeder das Recht hat, zu machen, was er will.

P.: Ändern kannst du eh nichts. Was willst du da noch versuchen? Du kannst vielleicht für dich selber was ändern. Du kannst selber einfach tun, was du willst. Du kannst aber nichts an der Welt verändern. Will ich auch gar nicht.

■ *Du hast also keine Vorstellung von einer anderen, vielleicht besseren Gesellschaft?*

P.: Nee. Anarchie oder so – das gibt's doch gar nicht. Das ist ein Traum.

■ *Und was meinst Du, wenn Du sagst, Du kannst für Dich was verändern?*

P.: Du kannst tun, was du willst. Irgendwann mußt du die Konsequenzen dafür tragen, aber das ist ja dann auch egal.

■ *Welche?*

P.: Vom Staat aus. Wenn der Staat Bock hat, steckt er dich halt in den Knast. Du machst 'was kaputt, kriegst 'ne Anzeige und kommst in den Knast.

■ *Und etwas kaputtmachen, ist für Dich Freiheit...*

P.: Meine Freiheit ist, das zu machen, was ich will. Und wenn ich Bock hab', 'was kaputtzumachen, mache ich 'was kaputt.

■ *Würdest Du eventuell irgendwann mal wieder in die Schule gehen?*

P.: Nee, geht nicht. Ich habe mich schon so an die Freiheit gewöhnt. Außerdem kann ich alles, was ich brauche: Lesen, Schreiben, ein bißchen Rechnen.

■ *Was macht Ihr hier im <Klik> den ganzen Nachmittag?*

P.: Im Moment ist es ein bißchen langweilig. Aber eigentlich bin ich ganz zufrieden. Ich hab meine Drogen, und das reicht dann schon.

■ *Was nimmst Du für Drogen?*

P.: Eigentlich alles, was ich so in die Hände kriege.

■ *Und was bringt dir das?*

P.: Was soll's schon bringen? 'n Rausch.

R.: Das bringt ihm das, daß er vor der Realität 'ne Zeitlang wegrennt.

P.: Jaja (*brummelt vor sich hin*) – Realität oder was? Davor brauchste ja wohl nicht wegzurennen.

R.: Ist aber so, auch wenn Du das jetzt nicht wahrhaben willst.

■ *Du bist schon länger dabei – drogenmäßig?*

R.: Ja, aber mittlerweile eigentlich gar nicht mehr so. Damals schon. Jetzt eigentlich nur noch Haschisch, und das ganz gering-

fällig. Ich hab keinen Bock, total abzustumpfen. Deshalb finde ich sowas wie das ‚Klik‘ auch gut. Vorhin war eine Frau da, die hier eine Theatergruppe aufziehen will, da hab ich mich gleich mal gemeldet. Ich spiele auch in einer Band. Ich versuch‘ halt, irgendwie meinen Geist fit zu halten.

■ *Sind das eigentlich viele, die so leben wie Ihr?*

P.: Jetzt im Winter werden es wieder weniger, da sind dann nur noch die da, die das auch ernst meinen. Im Sommer sind immer viele Leute da, aus allen möglichen Städten. Aber wenn die Ferien um sind, gehen sie doch lieber wieder in die Schule. Oder wenn’s mal ein, zwei Wochen kalt ist, gehen sie wieder zurück zu Mami und Papi.

■ *Das ist also auch eine Überzeugungssache?*

R.: Ja. In den letzten Wochen ist das Thema ‚Straßenkinder‘ ja auch ziemlich durch die Medien gegangen und hochgepuscht worden. Aber ich denke, die Leute sollten sich das zweimal überlegen, ob sie das auch wirklich wollen. Wenn sie Probleme mit ihren Eltern oder Lehrern haben, sollen sie erstmal probieren, mit ihnen darüber zu reden, und nicht gleich wegrennen. Ich hab‘ den Fehler damals gemacht. Aber ich habe inzwischen wieder Kontakt zu meinen Eltern, und sie akzeptieren das, was ich lebe und was ich mache, mit meinem Lebensweg und so.

■ *Siehst Du das nur als Wegrennen, als Scheitern an?*

R.: Der Punkt, zu dem man kommt, ist halt, daß man vollständig unabhängig ist von seinen Eltern und von allem. Ich bin mir manchmal vorgekommen wie eine Maschine. Die Eltern und Lehrer bedienen irgendwelche Hebel, und du bist wie so ein kleiner Roboter.

■ *Und was sind Deine Erfahrungen, P.?*

P.: Ja, auch daß du frei bist. Naja, also frei bin ich ja nicht, frei bist du erst, wenn du tot bist. Aber daß erstmal der Druck weg ist. Schule und so ‚ne Scheiße. Ich hab auch Sachen über die Gesellschaft gelernt, ich hab immer mehr mitgekriegt, wie scheiße unsere Gesellschaft ist, immer mehr Gründe, warum das so ist. Überall. Du brauchst dich nur draußen mal umzugucken. Du bist eigentlich nur ein Sklave, mußt für den Staat arbeiten gehen und Steuern zahlen.

■ *Was kriegst Du da so mit?*

P.: Beim Schnorren kriegst du das ständig mit. Da kommen dann dauernd Beleidigungen. Was ganz oft kommt, ist: ‚Geh doch arbeiten‘, oder: ‚Ich krieg auch nichts geschenkt‘. Da denk‘ ich mir dann auch nur noch meinen Teil.

■ *Herr van der Haar, Sie haben die Drogentherapiestätte Arta mitaufgebaut. Wie arbeitet Arta?*

Seit wir 1976 angefangen haben, hat sich das Arta-Programm ständig verändert. Es ist nicht so, daß wir einmal ein Konzept gefunden hätten und das seither durchziehen. Die Fragestellungen in bezug auf Drogentherapie haben sich im Lauf der Zeit verändert, und entsprechend mußten und müssen wir mit unserem Programm flexibel sein. Wenn ich mir aktuell unser Programm anschau, dann ist es darauf aufgebaut, daß wir den Leuten in den verschiedenen Schritten der Therapie verschiedene Fragen stellen. Die erste Frage, die wir den Patienten stellen, ist die: ‚Hat Dein Drogenkonsum etwas mit Dir zu tun?‘ Und dann sagen die Leute zunächst einmal selbstverständlich: ‚Nein – ich bin da nur über Freunde reingeraten‘, ‚es war ein Unfall‘ und so weiter, aber wenn man dann weiterfragt, entdecken die Leute, daß man, wenn man einen Mercedes fährt, nicht in einem BMW sitzt. Aber jeder hat ein bestimmtes Bild von einem BMW-Fahrer oder von einem Mercedes-Fahrer. Die Leute entdecken, daß zum Beispiel die Kleidung, die man trägt, etwas über einen aussagt. Das, was wir an der Außenseite sehen lassen, ist ein Ausdruck unserer selbst. Und diese Erkenntnis ist – neben dem Entzug, dem Aufbau einer Rhythmusstruktur im täglichen Leben und neben landwirtschaftlicher Arbeit – der wichtigste Schritt in der ersten Phase des Arta-Programms. Die Leute entdecken, daß die Entscheidung, daß und welche Droge sie nehmen, etwas mit ihnen selbst zu tun hat. Wenn ich Heroin nehme, das so und so wirkt, ist das etwas ganz anderes, als wenn ich Alkohol oder Kokain nehme. Der Konsum hat eine ganz bestimmte Wirkung, die ich als positiv empfinde, und das sagt etwas aus. Punkt. So weit wie möglich keine weitere Analyse, Problematisierung oder Psychologisierung. Einfach: Es sagt etwas aus. Wenn die Leute das nicht nur vom Kopf her verstanden haben, sondern auch empfinden, dann sind sie soweit, daß wir den nächsten Schritt machen können.

Wir stellen die Frage: ‚Was sagt das?‘ Wir gehen in der Biographie des Patienten an die Stelle zurück, wo er auf die Suche geht. ‚Warum empfinde ich die Wirkung einer Droge als positiv, auf welches Bedürfnis antwortet sie?‘ Unsere Erfahrung zeigt, daß bei vielen Patienten die Sucht mit dem ersten Mondknoten¹ einsetzt, auch, daß es manchmal mit frühkindlichen Erfahrungen zu tun hat. Aber es ist wichtig, dabei nicht stehenzubleiben: ‚Aha – Inzest-Erfahrungen, daher Selbstmedikation mit einem Schmerzmittel, zum Beispiel Heroin‘ – das ist noch keine Antwort. So ein Erlebnis ist eine Schockwirkung, die wir heute zwar ein Trauma nennen, aber ein Schock ist auch immer ein Aufwach- oder Einweihungserlebnis. Die alten Einweihungen haben viel mit Schockwirkungen gearbeitet – wir brauchen da nur an das ursprüngliche Tauf-Ritual zu denken: Die Einzuweihenden wurden über Schocks, die man ihnen gezielt zufügte, in einen todesähnlichen Zustand versetzt. Bei den Patienten kann unter diesem Gesichtspunkt so etwas wie eine positive Deutung ihrer Erlebnisse stattfinden: sie sind nicht nur schreckliche Erfahrungen, sondern sie sagen etwas über mich aus. Das darf natürlich nicht als Rechtfertigung von Kindesmißhandlung oder Ähnlichem verstanden werden, aber diese Erfahrungen können als Hindernisse und deshalb auch als Herausforderungen verstanden werden, das zu tun, was man in seinem Leben wirklich will. Wenn die Sucht in der Zeit des ersten Mondknotens einsetzt, kann das mit der Entscheidung zu tun haben, sein Leben in diese oder jene Richtung gestalten zu wollen. Wenn man dann später an diesen Punkt zurückgeht, kann man an den Impuls dieser Entscheidung anknüpfen, ohne seine konkrete Realisierung wieder im Drogenkonsum zu suchen. Der Patient kann dann durch diese Bewußtwerdung einen Schritt nach vorne gehen. Ich will damit sagen, daß die Auffassung, Sucht sei etwas Negatives, nicht immer zutrifft.

Heute sieht man als eine Entwicklung in der Drogentherapie, daß wir es mehr und mehr mit psychiatrischen Fällen zu tun bekommen. Das war vor zwanzig Jahren anders: Damals waren Heroinabhängige nicht unbedingt psychiatrische Fälle. Aber heute gibt es eine neue Jugend, die kein Heroin nimmt, sondern Ecstasy – wer heute Heroin nimmt, wird als ‚Loser‘, als Verlierer angesehen. Wenn wir zwanzig Jahre nach vorne schauen, könnte es sein, daß Ecstasy als ‚Medizin‘ eingesetzt wird, so wie Heroin

Über Arta, Sucht und Anthroposophie

Interview mit Jaap van der Haar



Jaap van der Haar ist Mitbegründer und Mitarbeiter der Arta-Drogentherapiestätte in Zeist/Niederlande, Vorstandsmitglied von Erit, einer EU-Organisation, die sich mit neuen Wegen in der Suchttherapie befaßt, und Schatzmeister der Dachorganisation der Psychiatrie in den Niederlanden. Er ist Vorsitzender der Internationalen Vereinigung anthroposophischer Einrichtungen zur Suchttherapie (IVAES) und im Vorstand der Anthroposophischen Gesellschaft in Holland tätig.

heute die Antwort auf ein bestimmtes Krankheitsbild zu sein scheint. Es ist bei den Jugendlichen die Suche nach einem bestimmten Lebensgefühl und Lebenssinn, der zu unserer Zeit paßt – so wie das Haschisch in den Sechzigern und teilweise das Heroin in den siebziger Jahren die Antwort auf bestimmte Fragen der Jugendlichen zu sein schien. Die Drogen sind also mit bestimmten – positiven – Impulsen verknüpft. Und nach diesen Impulsen suchen wir in der zweiten Epoche des Arta-Programms. Ich mache mich in unserer Arbeit immer dafür stark, bei den Süchtigen nicht nur «Probleme» zu diagnostizieren, sondern auch den Impuls hinter der Suche – nicht hinter der Sucht, die ist nur eine Form dieser Suche – anzuerkennen.

Wenn die Patienten diesen Hintergrund für sich definiert haben, «dieses und jenes ist das, was ich eigentlich will», dann beginnen wir mit der dritten Epoche: «Du hast deine Frage, deinen Gesichtspunkt, dein Problem definiert – wie willst du dein bisheriges Verhalten ändern, damit du deinen Weg gehen kannst?» – Wenn wir dann den Anstoß geben können – und da ist die Anthroposophie eine große Hilfe – daß die Individualität der Einzelnen angeregt wird, tätig zu werden, dann haben wir die wichtigsten Schritte in der Therapie geschafft. Dann kommt noch die vierte Epoche, in der die Patienten sich die Frage stellen: «Wie kann ich mit meinem eigenen Impuls meinen Platz in der Welt finden, was ist mein Arbeitsfeld?»

Die Schritte sind also: Drogen haben etwas mit mir zu tun. – Was haben sie mit mir zu tun? – Wie kann ich Änderungsprozesse in mir selber bewirken – Wie will ich als «neuer Mensch» meinem Leben eine Richtung geben? – Und dann kommt die Nachsorge mit der gesellschaftlichen Reintegration.

■ *Wo gibt es aus der therapeutischen Arbeit heraus Berührungspunkte mit der Anthroposophie, oder umgekehrt: wo inspiriert die Anthroposophie die Arbeit in der Arta?*

Zunächst muß ich sagen, daß ich schrecklich froh bin, daß Rudolf Steiner nichts – oder nur sehr wenig – zum Thema «Drogen» gesagt hat. Es gibt ja leider eine Tendenz in der anthroposophischen Bewegung, das, was Rudolf Steiner gesagt hat, auf die Ebene des Gesetzes zu stellen, es wird zu wenig weiterentwickelt. Wir hier bei der Arta sind aufgrund persönlicher Berührungen mit der Anthroposophie verbunden, und da heraus versuchen wir Arbeitsweisen zu gestalten. So kann man zwar sagen, daß wir zum Beispiel durch Teile der anthroposophischen Medizin oder Psychotherapie inspiriert sind, aber genauso fließen bei uns Gedanken ein, wie sie in den Vorträgen über anthroposophische Gemeinschaftsbildung dargestellt werden. Unsere persönliche Verbindung mit der Anthroposophie, wie wir als Menschen für diese Ideen einstehen, ist das eigentlich Ausschlaggebende für unsere Gesichtspunkte und unsere Arbeit bei der Arta. Es ist also weniger eine programmatische Festlegung als eine bewegliche, menschliche Verbindung, wie die Anthroposophie in unsere Arbeit einfließt. Aber andererseits kann man auch sagen, daß Anthroposophie der zentrale Punkt ist – darum geht es! Trotzdem verlangen wir von keinem unserer Mitarbeiter, daß er Anthroposoph sein soll oder Mitglied der Anthroposophischen Gesellschaft sein muß.

■ *Wenn das Verhältnis des Einzelnen zur Anthroposophie dafür entscheidend ist, inwieweit die Anthroposophie in die Therapie miteinfließt, schließt sich die Frage an, wie Sie auf die Anthroposophie gestoßen sind?*

Ich bin der Anthroposophie zum ersten Mal begegnet, als ich sechzehn Jahre alt war, aber das habe ich zunächst gar nicht bemerkt. Ich war damals bei der Familie von Christopher Marcus zu Besuch, und erst als wir uns zehn Jahre später wiedergesehen haben, habe ich festgestellt, daß da schon eine Berührung mit der Anthroposophie da war, die ich gar nicht registriert hatte.

Um mein achtzehntes, neunzehntes Lebensjahr herum habe ich – durch den Gebrauch von LSD – festgestellt, daß es hinter der äußerlichen Welt eine zweite Welt gibt. Eine Welt, die nicht materiell, aber trotzdem wesentlich und konkret da ist. Nach diesem Erlebnis bin ich auf die Suche gegangen: «Was ist das eigentlich?» Ich habe mich mit Makrobiotik, mit Buddhismus, mit allen

möglichen Richtungen beschäftigt, und jedesmal mußte ich sagen: «Das ist es nicht.» Erst als ich während meiner Ausbildung zum Sozialarbeiter der Anthroposophie zum ersten Mal bewußt begegnet bin, habe ich bemerkt, daß mit der «Geheimwissenschaft» von Rudolf Steiner, auch mit seiner «Philosophie der Freiheit» zwar an alte esoterische Strömungen angeschlossen wird, daß dieses Wissen aber neu und zeitgemäß formuliert wird. Das ist eine Antwort, ein neuer Ausdruck von Spiritualität, der zu dem paßt, was ich suche. Und damit habe ich mich dann beschäftigt. Ich habe zwar nicht viele Vorträge von Steiner gelesen, aber ich habe Jahre und Jahre mit wissenschaftlicher Akribie die «Philosophie der Freiheit» und die «Geheimwissenschaft» studiert, Tag für Tag.

■ *Und wie sind Sie auf die Frage nach Drogen und Drogentherapie gekommen?*

Ich war selber auf der Suche, war da selber ganz in dieser Drogenwelt drinnen, habe meine eigenen Erfahrungen gemacht, mit Heroin, Kokain, LSD, sehr viel mit Haschisch – und dann war da ein Aufwachmoment. Ich habe das Büchlein von Dr. Mees gelesen, «Rauschmittel – warum?»². Und der alte Doktor Mees hat da – sinngemäß zusammengefaßt – geschrieben: Die Suche nach Drogen ist gut, aber die Drogen selbst sind keine Lösung für den Impuls, der die Jugend suchen läßt. Und das hat mir eingeleuchtet: «Das stimmt!» habe ich gesagt, und dann habe ich mit den Drogen aufgehört. Der nächste Schritt war die Idee, meine Erfahrungen anderen mitzuteilen – ich war damals dreiundzwanzig Jahre alt – und in diesem Bereich etwas zu tun. Dann haben wir ein Krisenzentrum im Osten Hollands aufgebaut.

■ *Wie haben sich diese Impulse bei Ihnen geäußert?*

Für mich war es hauptsächlich ein Suchen – ein Suchen, wie man eben damals in den Sechzigern gesucht hat. Man suchte eine andere Wirklichkeit. Das Leben, so wie es war, konnte doch nicht der Sinn des Ganzen sein. Daß ich geboren werde, eine Ausbildung bekomme, die mich nur darauf vorbereitet, finanziell-ökonomisch gesichert durchs Leben zu kommen, vierzig, fünfzig Jahre arbeite, Geld verdiene und dann sterbe – das kann doch nicht alles sein! Da mußte es doch noch etwas anderes geben! Deshalb waren wir damals offen für diese Experimente mit Drogen.

■ *Das erscheint mir auch deshalb wichtig, weil dieser «Sechziger-Jahre-Impuls» ja auch eine ganze Welle in der anthroposophischen Bewegung ausgelöst hat...*

Ich habe den Eindruck, daß es im 20. Jahrhundert mehrere «Wellen» gegeben hat, in denen sich ein bestimmter Impuls, ein spiritueller Impuls, inkarnieren wollte. Symptome dafür ziehen sich durch die Kunstentwicklung, durch die Jugendbewegungen in Deutschland, Holland, England – und diese Erscheinungen sind immer von Drogenkonsum begleitet. Diese Leute haben gesucht und experimentiert. Mondriaan und Hesse sind Menschen, deren Leben für mich ein Ausdruck dieser Suche sind. Die erste Welle dieses Impulses ist durch den Zweiten Weltkrieg abgetötet worden. In den sechziger Jahren kam wieder eine Welle, eine Jugend, die etwas Neues suchte. Sie ist im Materialismus der achtziger Jahre versiegt. Und jetzt, in den Neunzigern, kommt wieder ein Impuls: Die Ecstasy-Jugend. Es ist eine Jugend, die sagt: «Das, was Ecstasy bringt, das wollen wir.» Wir Älteren haben manchmal die Neigung zu sagen, das sei schlecht. Und damit bin ich auch einverstanden – Ecstasy ist nicht die Lösung. Aber das, was diese Jugend sucht, ist etwas Positives. Die Leute, die es genommen haben, sagen über die Wirkung dieser Droge: «Wir empfinden Liebe, wir empfinden Kontakt mit anderen Menschen. Wir empfinden, was als Leid und Schmerz, als Fröhlichkeit und Glücksempfinden im anderen lebt.» Sie sagen eigentlich: «Wir empfinden das, was in den Seelen der anderen Menschen lebt.» Das, denke ich, ist positiv! Das ist eine Artikulation der Bewußtseinsseele³, und deswegen verurteile ich diese Leute nicht, sondern ich sage: «Das ist ein positiver Impuls, den Du da hast, aber vielleicht – und ich betone das: *vielleicht* – ist der Weg über die Droge nicht der richtige.» Jeder Mensch muß in dieser Frage seinen eigenen Weg finden.

Ich sehe auch meine eigenen Erfahrungen nicht als etwas Negatives, sondern ich bin froh, sie gemacht zu haben – aber ich bin

auch froh, gemerkt zu haben, daß es für mich nicht die Lösung war. Und das ist ein ganz anderer Weg als der, der heute oft gegangen wird. Wir haben ja – auch in anthroposophischen Kreisen – die Neigung, zu sagen, daß Drogenkonsumenten Leute sind, die Probleme haben, die negative Lebenserfahrungen verarbeiten müssen. Das mag zwar stimmen, aber das ist nicht das Wesentliche. Wir dürfen Sucht nicht nur als Krankheitsbild behandeln – das ist es natürlich auch, da, wo mit Hilfe von Drogen eine Selbstmedikation stattfindet – sondern wir müssen die Triebfedern hinter dem Experiment ins Auge fassen. Wenn man in der Therapie *daran* anschließt, hat man eine Entwicklungsmöglichkeit und sieht im Abhängigen nicht nur einen kranken Menschen.

■ *Das klingt alles sehr positiv, aber was sind denn in ihren Augen die Probleme, die mit Drogen zusammenhängen?*

Dazu gibt es natürlich viele Gesichtspunkte. Ich schränke das zunächst mal auf das Gesellschaftliche ein. Gesellschaftlich gesehen ist das Hauptproblem, daß wir immer wieder versucht sind, wenn es um die illegalen Rauschdrogen geht, zu sagen: «Diese Stoffe wollen wir nicht, die müssen aus der Welt geschafft werden.» Bei diesem «War on Drugs» fixiert man sich auf die Substanzen und bewertet sie als negativ oder positiv – eine Wertung, die die Stoffe an sich gar nicht haben! Zum Beispiel Morphium wird vielen kranken Menschen verabreicht, denn es ist ein sehr gutes Schmerzmittel. Dasselbe Morphium wird im nächsten Schritt zu Heroin. Man kann es also positiv nutzen, aber es kann genauso eine suchtentwickelnde Droge sein. Das Problem liegt also nicht in der Substanz, sondern im Umgang mit ihr. Das betrifft allerdings nicht nur die illegalen Drogen, die stellen quantitativ sogar das kleinere Problem dar: in Holland gibt es circa 20.000 Heroinabhängige, aber 5% der holländischen Bevölkerung haben ein Alkoholproblem. Das ist ein echtes Problem! Und da sind die Beruhigungsmittelabhängigen, die Anorexia- und Bulimiepatienten noch nicht mitgerechnet. Wir sollten politisch natürlich den Kampf gegen die Drogenmafia fortführen, aber wir sollten uns auch gleichzeitig bewußt werden, daß gesellschaftlich etwas falsch läuft, wenn es mehr und mehr Menschen gibt, die Suchtverhalten entwickeln.

■ *Was läuft da falsch?*

Das ist natürlich nicht ganz einfach zu sagen, da muß ich etwas weiter ausholen: Im Lauf des 20. Jahrhunderts hat die Welt sich vollständig geändert. Alles, was früher Sicherheit dargestellt hat, ist nicht mehr da, oder zumindest in Frage gestellt: Familie, Vater-Mutter-Kind-Beziehung, die Ehe, die gesamte christliche Ethik ist keine selbstverständliche Voraussetzung mehr im Leben. Die religiösen Gebote gelten nicht mehr. Wir stehen als eigenverantwortliche Einzelmenschen in der Welt, und wir haben keine Vorbilder mehr, denen wir ikm klassischen Sinn nachfolgen könnten: keinen Jesus, keinen Marx, keinen Steiner – nur noch uns selber. Und unsere gesellschaftliche Kultur hat noch keine adäquaten Formen zu dieser Individualisierung gefunden. Das ist gesellschaftlich gesehen in meinen Augen das Hauptproblem. Die Welt ist fragmentiert, und wir versuchen, sie über Gesetze wieder zu reglementieren – aber es geht vielmehr darum, Arbeitsweisen, soziokulturelle Arbeitsweisen, zu entwickeln, die die Individuen dazu anregen, ihre eigene Moralität zu entwickeln, ihren eigenen Entwicklungsweg jenseits fertiger Moralvorstellungen von gut und böse zu gehen. Das wäre eine Kultur, wie sie aus dem ethischen Individualismus hervorgehen könnte.

■ *Eine solche Kultur ist ja das Ideal der Anthroposophischen Gesellschaft – wie sehen Sie die Aufgaben der Anthroposophie vor diesem Hintergrund?*

Die Anthroposophische Gesellschaft hat manchmal noch zu starke «theosophische» Tendenzen – nämlich eine abgeschlossene Studierzimmerangelegenheit zu sein. Ich denke, die Anthroposophische Gesellschaft sollte eine Weltgesellschaft sein, für jeden offen als eine Möglichkeit der Begegnung. Sie sollte die Begegnung mit der Welt und in der gemeinsamen Auseinandersetzung Lösungen zu den bestehenden gesellschaftlichen Problemen suchen – ohne zu dogmatisieren, ohne bei dem stehenzubleiben, was der «Herr

Doktor» [gemeint ist Rudolf Steiner] gesagt hat, sondern das *in* unsere Zeit und *für* unsere Zeit weiterentwickeln. Das sehe ich als den Inhalt meiner Arbeit sowohl im Vorstand der Anthroposophischen Gesellschaft als auch in der Hochschule und in der Sozialwissenschaftlichen Sektion. Ich sehe uns Anthroposophen zu oft in unserer eigenen kleinen Welt, zu wenig im politischen Bereich! Daß wir tatsächlich in der Welt stehen, in einer allgemeinverständlichen Sprache über die politischen und gesellschaftlichen Fragen diskutieren – das haben wir zu wenig!

■ *Und wie versuchen Sie, diese Lücke zu füllen?*

Ich bin in einigen nichtanthroposophischen Organisationen tätig – zum Beispiel bin ich Schatzmeister der Dachorganisation der gesamten Psychiatrie in den Niederlanden. Da stehen wir mittendrin in den aktuellen Auseinandersetzungen, und da ist es dann möglich, neue Gesichtspunkte mitzubringen. Außerdem bin ich Drogenspezialist der drittgrößten Partei in Holland, der «democraten 66» – und auch da besteht eine Möglichkeit, Fragen anders zu stellen. Für meine dritte Tätigkeit bin ich gerade auf dem Weg nach Bologna: ich gebe einen Workshop im Rahmen einer Erit-Konferenz. Der Workshop ist zum Thema biographische Therapie – also eigentlich über Selbsterkenntnis, oder anthroposophisch gesprochen, über Bewußtseinsseele, über das Verständnis des inneren Lebens des Menschen. Auch dafür sind die Menschen dort offen! Auf diese Weise versuche ich, in den Formen, die heute in der nichtanthroposophischen Welt üblich sind, von meinem Standpunkt aus an den aktuellen Fragen mitzuarbeiten. Vor allem die Zusammenarbeit ist mir wichtig – die von nichtanthroposophischen und anthroposophischen Organisationen, aber auch die internationale Zusammenarbeit aller anthroposophischen Drogeneinrichtungen in der IVAES (Internationale Vereinigung anthroposophischer Einrichtungen zur Suchttherapie). Die Zeiten, in denen man hätte sagen können: «Wir haben die Lösung» sind abgelaufen. Wir müssen in der Therapie genauso wie in der Zusammenarbeit der Therapeuten immer wieder neue Formen finden. Wir müssen zusammenarbeiten, zum Beispiel mit der Medizinischen und der Sozialwissenschaftlichen Sektion am Goetheanum, wo wir sektionsübergreifende Arbeitsgruppen haben. Unsere anthroposophische Arbeit muß jetzt in die allgemeine Diskussion eintreten. Wir müssen von unserer anthroposophischen Insel herunterkommen und das, was wir uns erarbeitet haben, in die Diskussion mitbringen!

Das Interview wurde am 3. Februar 1998 in Amsterdam/Schiphol geführt, die Fragen stellte Martin Malcherek.

1 Der Schnittpunkt der Ekliptik mit der zu ihr um 5° geneigten Mondbahn werden Mondknoten genannt. Sie wandern im Zyklus von 18 Jahren, 7 Monaten und 10-12 Tagen durch den Tierkreis.

Je nach Tierkreisort der Mondknoten überstreicht der Mond im Jahreslauf einen größeren oder kleineren Himmelsbereich als die Sonne. Die Knoten sind deshalb Kennzeichen des räumlichen Verhältnisses der Mondbahn zum Sonnenlauf. Dabei kann die Mondbahn als Ausdruck der übersinnlichen Mondsphäre betrachtet werden, die für die sich inkarnierende Menschenseele eine Schwelle zur Erde darstellt. Im Zyklus des Mondknotenlaufes wiederholt sich die räumliche Gestalt der Mondbahn und damit der Charakter der Mondsphäre, so daß in diesem Zeitmaß, gemäß der Beobachtung Rudolf Steiners, sich die Geburt des Menschen auf geistiger Ebene wiederholt, beziehungsweise erneuert. Seinen Ausdruck kann dieses Neu-Geborenwerden im Widerscheinen vorgeburtlicher Geburtsmotive und Schicksalsbildern finden. (Wolfgang Held)

2 Mees, Leendert F.: «Rauschmittel, warum?», Stuttgart 1975

3 *Bewußtseinsseele*: siehe auch Fußnote auf Seite 20.

Therapie als künstlerischer Prozeß

- Denkanstoß I: Durch Sucht – im weiteren und engeren Sinne – wird Kunst möglich.
- Denkanstoß II: Drogenkonsum entspringt einem Willen zur Gestaltung der eigenen Biographie.

Der Konsum von Drogen, der unter Umständen bis in die völlige Abhängigkeit führen kann, zeigt in extremer Form Prozesse, denen jeder unterworfen ist, der sein Leben gestalten will.

Jeder Konsument von Drogen – egal ob Zigaretten, Fernsehen, zwanghaftes Arbeiten, Heroin oder Alkohol – macht das, um sich selbst zu formen, er will ‚Chef sein‘ in der Gestaltung der eigenen Biographie. Durch den ‚Stoff‘ hat er die Möglichkeit, auf seinen Körper, sein Empfinden und auch sein Denken einzuwirken. Das Einwirken auf sich selbst kann man sehen wie einen Bildhauer, der einen Stein bezwingen will, um aus ihm eine Gestalt entstehen zu lassen. Das Steinbearbeiten ist hier der Konsum, die Gestalt seine Biographie, die sich zusammensetzt aus jedem einzelnen Tag, den es zu erarbeiten gilt. Halten wir diesen Gedanken noch einmal frei von der Tatsache, daß Konsum mit Sucht verwandt sein kann, so können wir am Ende für diesen Zusammenhang offen sein.

Der Künstler, ob am Stein, mit Farbe oder im Denken, ist immer wieder mit bestimmten Prozessen beschäftigt: Seine eigene Vorstellung läßt sich am widerstrebenden Gegenstand nicht verwirklichen. Er scheitert an dem Material, mit dem er umgeht, oder an der Ebene, mit der er umgehen will (zum Beispiel Farbqualitäten oder Begriffe); denn es oder sie hat eigene Gesetzmäßigkeiten. Die bloße Darstellung von Vorstellungen macht noch nicht den künstlerischen Vorgang aus und würde diesen nur unzureichend beschreiben.

An einer kleinen Stelle schiebt sich etwas in seine Arbeit hinein, das der Künstler so nicht direkt und bestimmt vorgesehen hatte, das aber letztlich die Qualität seines Werkes ausmacht. (Was er so gesehen auf Umwegen auch erhofft, besser gesagt, erahnt oder sogar erbeten hatte, und was ihn durch den Widerstand seines Materials über sich hinauswachsen läßt.) Mit seinen Vorstellungen alleine, in der ‚Chef-Haltung, ist er also konfrontiert mit seiner eigenen Unfähigkeit. Wenn er trotzdem versucht, voranzukommen und nicht aufgibt (höchstens die eigenen Vorstellungen), erreicht er eine offene Haltung, die etwas, was nicht nur aus ihm alleine kommt, ermöglicht, sich zu zeigen, beispielsweise neue Formen oder eine Idee. Der Künstler sagt damit: ‚Ich allein bin unfähig, ich bin angewiesen auf etwas anderes und habe somit die Möglichkeit, über mich hinauszuwachsen.‘

Ein Drogenkonsument, egal ob als Einsteiger oder Abhängiger, ist meist hingerissen von der Vorstellung, mit einer Substanz ‚etwas aus sich machen‘ zu können. Er hat also ein Konzept, das er verwirklichen will, eventuell meint er, sich mit Heroin oder Nikotin entspannen zu können. Das Drama jedes Süchtigen ist dabei, daß er Künstler werden muß, er also durch eine (nicht vorhersehbare und ungeplante) Leerstelle hindurchzugehen hat, um sich letztlich vor seiner eigenen Vorstellung retten zu können.

Gibt er sein ‚Chef-Sein nicht auf, wird er immer wieder lediglich seine Vorstellungen, die, aus der Vergangenheit kommend, die Gegenwart überschatten, gegen alle Widerstände zu realisieren versuchen und sich im Extremfall irgendwann selber aus seinem Lebensplan werfen (sterben). Im Bild des Künstlers würde das heißen, er wird von seinem Werk überwältigt (wie der Zaublerlehrling in Goethes Gedicht) und gibt auf. Will der Süchtige nicht sterben, so ist er angewiesen auf das Gewahrwerden der eigenen Unfähigkeit. Er muß also sagen: ‚Ich schaffe es nicht, ich bin angewiesen auf etwas ‚anderes‘, das außerhalb meines Chef-Seins liegt.‘ So kann er über sich selbst hinauswachsen. Bildhauer und Drogenabhängiger – zwei Vorgänge mit einer ähnlichen Bewegung.

Was könnte diese These für den Umgang mit dem Thema Sucht und Drogen bedeuten?

So gesehen, birgt die Auseinandersetzung mit Sucht und Drogen grundsätzlich ein konstruktives Potential, denn sie ge-

währt das Erarbeiten von Möglichkeiten, mit dem eigenen Leben umzugehen. Das heißt jedoch nicht, jeder müsse an die Nadel geraten, um dann über sich selbst hinauswachsen zu können. Das wäre purer Schwachsinn: Das Phänomen Droge taucht ja bereits viel früher auf als in der Suchtendphase und fordert schon beim Thematisieren einen Umgang, der mit Kunst zu tun haben könnte.

Zunächst sei noch erwähnt: Drogen tauchen definitiv nicht nur in Randgruppen auf. Erstens gibt es heutzutage nicht mehr *die* Randgruppen, es vermischen sich vielmehr in den Jugendkulturen alle denkbaren Erscheinungen (Jugendkulturen formulieren besonders extrem Vorstellungen der eigenen Identität und sind deshalb auch mit jeweils bestimmten Drogen verknüpft, die diese Vorstellungen zu verwirklichen versprechen); zweitens gilt es unter Jugendlichen generell als normal und akzeptiert, mit illegalen Drogen zu hantieren. Haschisch ist moralisch weit legaler geworden, als es das liberalste Gesetz erlaubt. Und genau betrachtet, hat heutzutage fast jeder auf irgendeine Art mit Sucht zu tun. Jeder versucht eigene Handlungsunfähigkeiten zu kompensieren. Jedes Zurückgreifen auf alte Vorstellungen und das Nichtaufgebenkönnen dieser kann in Suchtverhalten übergehen, weil es nicht gelingt, über sich selbst hinauszuwachsen.

Hier muß also im Umgang mit Menschen und in der Selbstbeobachtung eine Wachsamkeit vorhanden sein, die Unfähigkeit nicht verbannt, sondern als Grundlage setzt, Entwicklung leben zu können. Das Verzicht auf Selbstbehauptung kann in den feinen inneren menschlichen Prozessen zu einer erweiterten Atmosphäre verhelfen. Es soll hier nicht eine verklärende und heimelige Stimmung beschrieben werden, in der man die eigenen Wunden leckt, sondern gelebte Krise soll gesellschaftsfähig werden.

Ich kann also (eventuell auch als Lehrer mit meinen Schülern) die Frage nach ‚Droge‘ schlechthin nicht anders beantworten (oder vielmehr erarbeiten) als mit einer Haltung, die die Möglichkeit zur Auseinandersetzung offenläßt und so alle bereichern kann. Die Frage ist: Wie leben wir die Krise?

Der Weg, der sich hier auftut, die Antworten, die zu finden sind, können keine von außen übergestülpten oder mit dem klassischen Zeigefinger versehenen sein. Die Frage nach einer Droge (‚Wie ist denn Kiffen ...?‘) und der Umgang mit ihr muß eine Frage nach spezifischen Qualitäten und Eigenschaften sein, um zu moralischen und ethischen Antworten zu gelangen. Hierfür ist viel Zeit und Raum nötig. Nur das Erarbeiten der spezifischen Wirkungen und Folgen gibt die Möglichkeit, sich sachlich und so wenig spektakulär und geheimnisvoll wie möglich mit dem Thema auseinanderzusetzen. Durch eine mutige Herangehensweise kann dem Phänomen ‚Droge‘ die Faszination genommen werden. Wenn es gelingt, durch Thematisieren nicht heraufzubeschwören, sondern Klarheit zu schaffen, hat jeder Einzelne die Möglichkeit, sich selber zu entscheiden. Die angstbesetzte Vorstellung ‚Droge und Sucht‘ kann mit Mut aufgegeben werden, um eine Situation zu schaffen, die auf das Leben zielt.

Jüngere Menschen, die nicht die Möglichkeit haben, selbsttätige Entscheidungen zu treffen, brauchen eine Atmosphäre, in der das ‚Chef-Sein, der Zwang, das Leben meistern zu müssen, nicht aufrecht erhalten wird. Gerade in der Pubertät besteht die Frage nach Selbständigkeit gegenüber den Eltern und Lehrern, die oft in den (als subversiv empfundenen) Konsum illegaler Drogen mündet. Der Anspruch einer zeitgemäßen Pädagogik ist sicherlich, jedem Menschen Raum zu bieten, um in Ruhe seinen eigenen Weg finden zu können. Heutzutage gehört jedoch das intensive Erarbeiten des Themas ‚Droge‘ zu einem Bedürfnis, das der Zeitgenossenschaft entspricht. Ich, ob als direkt Betroffener, als Pädagoge oder Elternteil, aber auch Schüler haben die Chance, eigene Unfähigkeiten als Basis für ein Über-sich-selbst-Hinauswachsen zu entdecken. Was der Junky tun muß, letzten Endes um zu überleben, kann für jeden eine Grundhaltung werden.

Hier steht dann Denkanstoß III: *Bereits im Umgang mit dem Phänomen ‚Droge‘ ist Kunst zu machen.*

Benötigt wird heute immer mehr die Fähigkeit, mit existentiellen Situationen umgehen zu können und diese auch anderen zur Verfügung zu stellen.

Natürlich – wer der Faszination der Droge erliegt, wird sich

von deren Gebrauch nur schwer abbringen lassen, aber es ist ein Unterschied, ob man Drogen nimmt, weil man «schwach» ist (was unter dem Begriff «Willensschulung» abgefangen werden kann) oder weil man keine andere Möglichkeit sieht, seine Aufgaben zu bewältigen, die man sich vorgenommen hat.

Mut zur Krise – auch zum Streifen des Randes der Existenz – ist vonnöten!

Ulf Aminde

Ulf Aminde, Jahrgang 1969, erwarb nach einer Keramikerausbildung das Abitur auf dem Zweiten Bildungsweg, studiert seit dem Sommersemester 1997 in Halle Kunstpädagogik und Philosophie. Er ist bei verschiedenen Projekten der Sektion für das Geistesstreben der Jugend am Goetheanum als Mitarbeiter beteiligt.

Gesellschaftliche Ursachen der Suchtentstehung und Ansätze zu ihrer Therapie

Aus der Arbeit einer Drogenheilstätte

Suchtentstehung

Für unsere Arbeit ist es von entscheidender Wichtigkeit, die Entstehungsgeschichte der Drogenverstrickung von jedem unserer Patienten zu verstehen und nachvollziehen zu können. So widmen wir uns über den ganzen Therapieverlauf hinweg sehr intensiv den Lebensgeschichten der jungen Menschen und deren Hintergründen. Über die Jahre hinweg bekommen wir dadurch einen Schatz von Erkenntnissen über die überpersönlichen, kulturell geprägten Aspekte, die bei der Suchtentstehung mitverantwortlich werden. Wenn wir nun bei der Betrachtung der Genese der Drogenabhängigkeit die individuellen und insbesondere die individuellen schicksalsmäßigen Gesichtspunkte, die immer mit von Bedeutung sind, zunächst außer acht lassen und uns nur auf diese sozio-kulturellen Aspekte beschränken, wie wir sie durch unsere biographischen und anamnestischen Erhebungen ermitteln, so können wir aus diesem Gesamtüberblick einige besonders prägnante Kulturaspekte herausstellen, auf die in auffälliger Weise zumindest die Förderung beziehungsweise Beeinflussung einer Suchtentstehung zurückgeführt werden kann und die so von besonderer Bedeutung zu sein scheinen. In einem vorläufigen Überblick kommen wir da auf die folgenden Bereiche, die wir in einem kurzen Aufriß darstellen wollen:¹

- den Ersatz zwischenmenschlicher Begegnung durch materiell-technische Kommunikationsmittel
- den Mangel an Grenzsetzung in der Kindheit
- die Beliebigkeit und Folgenlosigkeit aller Ansichten, Urteile etcetera («anything goes») als Kulturerscheinung
- die zunehmende Ökonomisierung der Gesamtkultur mit den weiteren Aspekten
 - des «strukturellen Konsumismus»
 - der Marktorientierung als gewünschter Charaktereigenschaft

Die «Ersatz- oder Surrogatgesellschaft»

Hierunter kann der gebräuchliche Ersatz von realen, lebendigen Begegnungen von Mensch zu Mensch durch technische Einrichtungen oder Kommunikationsmittel verstanden werden. Dieser tritt ein, wenn beispielsweise das Kind über Kassettenrecorder und Kopfhörer ein Märchen hört und nicht etwa über die lebendige Stimme der Mutter. Ein anderes Beispiel: Es ist heute vielfach üblich, ein Kind vor dem laufenden Fernseher abzustellen, weil es dann, gebannt von den laufenden Bildern, Ruhe gibt. Derartig von Scheinwirklichkeiten umgeben, ergibt sich unter anderem die Folge, daß das heranwachsende Kind, statt selber auf «Abenteuer» zu gehen, sich diese Abenteuer von zum Teil sehr fragwürdigen «Helden» mit deren noch fragwürdigeren Mitteln auf dem Bildschirm vorleben läßt – in äußerer Passivität, ohne jede lebendige Verbindung und mit verheerenden Folgen für die Phantasiebildung.² Ein weiterer Aspekt dabei ist, daß durch die äußere Reizüberflutung der kindlichen Seele es im Laufe der Zeit immer stärkerer Reize bedarf, um die Aufmerksamkeit des Kindes zu erregen. Auch gewinnt man den Eindruck, daß dann die Jugendlichen

schon zu Beginn der Pubertät meinen, «alles schon gesehen zu haben» – die Welt birgt keine Geheimnisse mehr. Und das, was sie von ihr wahrgenommen haben, ist eigentlich kaum etwas, für das es sich lohnt zu leben. Sie sind mit künstlichen Bildern und Sinesindrücken sowie mit anderen rein materiell gebundenen Erlebnissen überfüttert – aber verhungern gleichzeitig an dem Mangel an menschlichen Begegnungen. So erscheint in der Folge eine dumpfe Fragenlosigkeit, eine falsche Abgeklärtheit und eine seelische Verödung. An dieser Stelle spielt auch das unmittelbare Umfeld, in dem man aufwächst, eine wichtige Rolle (zum Beispiel Umweltzerstörung, Lärm, die Plastikwelt des Kinderzimmers, die Sprachlosigkeit in der Umgebung selbst und so weiter). Eine Quelle für diese Surrogat-Kultur ist oft, daß die Eltern durch ihre eigenen Unsicherheiten (berufliche Sorgen, Schulden, schwierige Partnerbeziehung usw.) sich völlig überlastet fühlen, wissen oder ahnen, daß sie den Erziehungsansprüchen nicht genügen, eben nicht die «geliebte Autorität» darstellen können und dann ihr aufkeimendes schlechtes Gewissen mit dem Versuch, die nicht leistbare Zuneigung durch materielle Gaben zu ersetzen, zu kompensieren versuchen. Verschärft wird diese Ersatz-Situation durch den erheblichen Verfall aller Werte, ja die teilweise anzutreffende Wertefeindlichkeit und Verächtlichmachung von Idealen. Man bekommt den Eindruck, daß diese Grundhaltung destruktive Auswirkungen auf die kindlichen und jugendlichen Seelen ausübt, die möglicherweise als Antwort die überall zu bemerkende sinnlose Gewalt- und Zerstörungswut bis zur Selbsterstörung hervorruft – oder aber in die Kanäle der werbeindustriegesteuerten «Spaß-Gesellschaft» abgeleitet wird.

Die entgrenzte Jugend

Wir können heute weitverbreitet die Unfähigkeit der Erwachsenen beobachten, ihren Kindern Grenzen zu setzen. Tatsächlich hat man den Eindruck, daß auf der Elternseite eine erhebliche Verunsicherung in dieser Hinsicht vorliegt, teilweise wohl auch aufgrund der eigenen Unfähigkeit, sich selbst in der schier grenzenlosen Fülle des materiell-sinnlichen Angebots Grenzen zu setzen. Im übrigen ist eine Grundhaltung des «Jetzt-und-Sofort» in bezug auf Bedürfnisbefriedigung entstanden – um jedes Mißbehagen eines Aufschubs zu vermeiden. Eine weitere diesbezügliche Erscheinung ist die übersteigerte Einstellung, Leid- und Schmerz Erfahrungen zu vermeiden – sei es auf körperliche Beschwerden (Schmerzmittelgebrauch bei jedem Wehwehchen), sei es seelischer Art («don't worry, be happy»). Wir stoßen in unserer Arbeit immer wieder auf erheblichen Unglauben bei der Erwähnung der Tatsache, daß nur das Durchtragen von Schmerz und Leid zu einer Bewältigung von Problemen führt. Die allgemein anzutreffende Grundhaltung läßt sich so charakterisieren: «Wenn schon Frust, dann nur mit garantierter nachträglicher Belohnung.»

«Anything goes»

In sehr ähnlichem Zusammenhang steht die Zeitströmung, alle Ansichten, Meinungen und Urteile als total beliebig anzusehen – eben die Haltung des «anything goes» oder «mach was du willst»: eine merkwürdig falschverstandene Toleranz beziehungsweise eine Mißinterpretation des Freiheitsbegriffes. Auch in dieser Haltung kommt der fatale Mangel an Werten und Idealen zum Ausdruck, vielleicht auch die Unfähigkeit oder auch der Unwille, die Anstrengung zu unternehmen, eigene Werte und Urteile zu bilden und sich mit anderen darüber auseinanderzusetzen. Es könnte sich dabei auch um die Umdeutung eines tief empfundenen Brüderlichkeitsideals der jüngeren Generation handeln, welche mangels erwachsener Vorbilder für das Vertreten von Idealen sich in eine Karikatur des Toleranzbegriffes verwandelt hat. Jedenfalls sind, wenn auch oft sehr verschleiert, bei den jungen Leuten tiefe Sehnsüchte nach einem brüderlichen Gemeinschaftsleben festzustellen – und dann wiederum die tiefste Enttäuschung, in der Gesellschaft nur Aus- und Abgrenzung und Egoismus vorzufinden.

Als Folge dieser (Un)Kulturfaktoren sind viele unserer Patienten in einem erschreckenden Maße nicht nur unselbständig, sondern pflegen geradezu diese Unselbständigkeit in Form einer Abhängigkeit vom Elternhaus über die Volljährigkeit hinaus («Hotel Mama»). Trotz zum Teil heftigster innerfamiliärer Ausein-

andersetzungen und Mißverständnisse in der Vergangenheit wird immer wieder nach Auszug aus der elterlichen Wohnung in Situationen des Scheiterns das Elternhaus als Notherberge aufgesucht, sich dort wieder regeneriert, um es dann, oft wieder im Streit zu verlassen – und dies mit mehrmaligen Wiederholungen. In der biographischen Arbeit mit den Patienten kommt häufig zum Ausdruck, daß neben dem durchaus vorhandenen Drang zur Abnabelung sich die jungen Menschen in ihrem Gesamtbefinden überhaupt nicht gerüstet fühlen, in die ‹feindliche› Welt zu gehen – gewissermaßen das Symptom einer überlangen Jugendzeit mit der Parallelerscheinung der verfrühten Intellektualisierung oder einer vorgetäuschten Scheinreife. Dieses wird – unseren Beobachtungen zufolge – hervorgerufen durch eine zu frühe Zubilligung von Entscheidungskompetenzen in der Kindheit, durch eine verfehlte, da ‹mensenkundliche›, Pädagogik in der Schule und durch die von der Werbeindustrie als Konsumpotential im Milliardenumfang entdeckte Kindheit und Jugendzeit.

Dies bringt uns zu einem weiteren Kulturaspekt aus dem Wirtschaftsbereich, nämlich der

Ökonomisierung des Kulturlebens

Dem oben beschriebenen Symptom der verlängerten Jugendzeit diametral entgegengesetzt und somit polarisierend wirkend steht die Tendenz des Einbruchs des ‹ökonomischen Ernstes des Lebens› in die Kinder- und Klassenzimmer gegenüber. Die zunehmende Ökonomisierung der Gesamtkultur, das heißt die Ausrichtung aller Lebensbereiche nach den Kriterien der herrschenden Wirtschaftsprinzipien, nämlich der Konkurrenz und der Gewinnmaximierung (siehe ‹Shareholder-Value›) haben in einem hohen Maße ein Durchschlagen der Leistungsorientierung und des Leistungsdruckes bis in die heutige Kindheit und Jugend zur Folge und damit verbunden die Angst vor dem Versagen und der Ausgrenzung. Wir entnehmen den Biographien, daß die Kinder und Jugendlichen oftmals mit einer ‹Flucht nach innen› oder ‹nach hinten› reagieren, mit einer Leistungs- und Verantwortungsverweigerung, eben auch mit der Flucht in die Betäubung: ‹nur noch Ruhe haben› – unter Umständen mit Hilfe von Alkohol oder Heroin. Oder es kommt zur ‹Flucht nach vorn›: übersteigerte Aktivität, verfrühtes Erwachsenwerdenwollen, Perfektionsdrang, angefacht zum Beispiel von Kokain (‹Kokain, mein Benzin›).

In einem engen Zusammenhang mit dieser Ökonomisierung der Kultur steht der

›Strukturelle Konsumismus›³

Die Wirtschaftsordnung der westlichen Industriestaaten baut auf dem Prinzip des immerwährenden und fortgesetzten Wachstums auf. Der entscheidende Motor dieses Mechanismus ist die individuelle Konsumfreude, die, über erhebliche Manipulationstechniken (wie Werbung) ständig angekurbelt, sich inzwischen zu einer gesellschaftlichen Sekundärtugend entwickelt hat. Das heißt, daß das gesellschaftliche Wirtschaftsziel der Expansion und des Wachstums durch Konsum den Begriff des Konsums selbst zu einem hohen normativen Wert für jeden einzelnen hat werden lassen. Dies geht notwendig einher mit der ständigen Manipulation der Bedürfnisse, indem permanent neue Produkte für neuerschaffende Nachfragen angeboten werden. Ist schon der Erwachsene mit der Handhabung dieses ‹Konsumerrors› oftmals überfordert, so sind die genannten Prozesse für Kinder verheerend, scheinen sie doch die Befriedigung aller und sogar immer neuer Bedürfnisse zu jedem Zeitpunkt und an jedem Ort zu versprechen. Korrespondiert diese Erwartungshaltung dann noch mit einem nicht Grenzen setzenden Verhalten der Erwachsenen im Erziehungsprozeß, ist die Verlockung für den Jugendlichen groß, sich über Drogenkonsum alle Unannehmlichkeiten vom Halse zu halten.

Und da der Drogenhandel im Prinzip den Gesetzen der Marktwirtschaft folgt, wird dieser Kreislauf hier geschlossen und es kommt zur

›Marktorientierung als Charaktereigenschaft›

Neben der Konsumorientierung ist als zweiter Faktor bei der Be-

trachtung von Anpassungsaspekten an von den Wirtschaftsprozessen geforderten Gesellschaftsnormen die Marktorientierung zu nennen. Das bedeutet, daß das in der Marktwirtschaft herrschende Prinzip der ‹marketing orientation› in zunehmendem Maße auf das Verhalten der Verbraucher übertragen wird – der am Wirtschaftsprozess als Verbraucher Teilnehmende lernt, sich ‹marktgerecht› zu verhalten.

Dies kann im Extremfall bedeuten, einen großen Teil seiner Lebensorientierung auf die Angebote des Marktes zu richten. Individuelle Charakterstrukturen verschwinden dann zugunsten sozioökonomischer; letztlich geschieht die Förderung einer ‹rezeptiven Orientierung› – der ‹homo consumens›, der ewige Säugling. Ein wesentliches, ja konstitutives Element des Marktes ist aber auch der Tausch (Ware/Ware, Ware/Geld, Geld/Geld), mit der Folge der beliebigen Austauschbarkeit von allem und jedem – schließlich auch von Lebendigem, also auch Freund oder Liebespartner. Alles und jedes wird zur Ware, auch der Mensch (Beispiel ‹Arbeitsmarkt›). Es liegt nahe, daß auch der Drogengefluß für Jugendliche dann als ‹normales Recht› zur Marktnutzung begriffen und gefordert wird.

Individuelle Schockerlebnisse

Soweit nun die Darstellung derjenigen überpersönlichen Aspekte, die wir bei der Erforschung der Genese der Suchtentstehung bei unseren Patienten biographisch immer wieder vorfinden.

Ein anderes muß an dieser Stelle hinzugefügt werden. Bemerkenswert einerseits, andererseits immer wieder tief erschütternd ist die Tatsache, sehr oft auf individuelle Schockerlebnisse in den Biographien zu stoßen, die aufgrund der überproportional vorzufindenden Häufigkeit als durchaus gesellschaftsrelevant betrachtet werden müssen. Hierbei handelt es sich um schwerwiegende Verlustängste, wie sie bei Scheidung der Eltern entstehen, und, ebenfalls mit erschreckender Häufigkeit, das zutiefst einschneidende Erlebnis der Verletzung der körperlichen Integrität durch sexuelle Übergriffe oder Vergewaltigungen, meist sogar durch enge Verwandte (Bruder, Vater, Stiefvater).

Unser Therapieansatz

Aus unseren diagnostischen Erkenntnissen und Erfahrungen (und natürlich unter der Berücksichtigung des individuellen Schicksals des einzelnen) leiten sich die allgemeinen Prinzipien unserer Therapiebemühungen ab. Aus der Berücksichtigung der genannten krankmachenden und suchtfördernden Aspekte ergibt sich die Einschätzung, daß diesen insgesamt eine Ich-Geburtsverhindernde Funktion zukommen.⁴ Diese Verhinderung wird durch die spezifischen Wirkungen der einzelnen Drogen noch in besonderem Maße verstärkt.⁵ Daraus ergibt sich also, daß unser Therapieansatz prinzipiell eine inkarnationsfördernde, eine Ich-Findungs-Therapie sein muß. Und da Drogensucht und ihre Genesefaktoren auf alle Wesensglieder zerrüttend wirken, muß der Ansatz einer menschenkundlichen Drogentherapie eben auch bei allen Wesensgliedern liegen. Es sei hier in Kürze und im Aufriß unser Ansatz dargestellt, wobei wir uns vorwiegend auf den sozialtherapeutischen Anteil beschränken und auf die Darstellung des medizinischen und kunsttherapeutischen Teils aus Platzgründen hier verzichten müssen.

Die Sozialtherapie ist in gewisser Hinsicht das Herzstück der Therapie, denn hier geht es um die direkte Begegnung von Mensch zu Mensch und – wenn es gelingt – von Ich zu Ich, was die eigentlich heilende Handlung ausmacht. In dem nun folgenden Überblick kommen in komprimierter Darstellung die folgenden Bereiche der sozialtherapeutischen Arbeit zur Darstellung:

- die Beherrschung des Begierdenleibes
- die Hinführung zu bewußter Ordnung
- Grenzerlebnisse durch menschliche Begegnung
- die Entwicklungseinforderung
- die Sinnsuche

Unser Ansatz der Drogentherapie, der auf einer nunmehr 25jährigen Erfahrung beruht, hat im wesentlichen zwei Stoßrichtungen. Zum einen geht es darum, daß es dem Drogenabhängigen gelingt, freiwillig zum Selbsterzieher zu werden. Aus Mangel an eigenen Ich-Käften übernimmt das für eine bestimmte Zeit der

begleitende Mitarbeiter. Dann muß dieser Impuls aus freier Einsicht und Erkenntnis auf den Patienten übergehen. Deshalb steht also zunächst im Vordergrund

Die Beherrschung des Begierdenleibes

Der zunächst alles beherrschende Begierdenleib wird vor allem mit bewußten Verzichtübungen und festen Vorsätzen zu bändigen versucht. Dazu muß sich der Süchtige natürlich vorher seine Sucht und Abhängigkeit eingestanden haben, also schon in einem gewissen Maße zur Selbsterkenntnis geführt worden sein. Dann übernimmt also zunächst der Mitarbeiter eine Ich-Funktion als Erzieher dieses Wesensgliedes. Er hat dann aber auch mit den zum Teil sehr heftigen Abwehrreaktionen fertig zu werden. Wichtig ist von seiner Seite die klare Festigkeit und die wache Bewußtheit, die mitfühlende Wärme und der bestimmte Wille. Man kann dann in solchen Begegnungen deutlich erleben, wie neben diesem heftigen Aufbäumen der «Gieranteile» ein anderer Teil der Persönlichkeit des Süchtigen geradezu mit Dankbarkeit reagiert. Eine besondere Bedeutung bei der Durchführung von Verzichtübungen und Vorsätzen kommt dem bewußten Anschauen und Reflektieren des Ablaufes zu – der Rückschau: was habe ich durchgehalten, was nicht und warum nicht. Solche Rückschauübungen begleiten die Patienten die ganze Therapie über durch alle Bereiche. Es geht also darum, in alle Lebensbereiche Wachheit und Bewußtheit zu lenken. Sehr positive Erfahrungen haben wir zudem mit dem gezielten Einsatz einiger der sogenannten «Nebenübungen» gemacht (zum Beispiel der Positivitätsübung).⁶ Auch Wahrnehmungübungen (wie Pflanzen- und Wetterbeobachtungen) gehören, zumindest in der Anfangsphase, zum Alltag.

Bewußte Ordnung

Da Drogenabhängigkeit fast immer von Chaosverhältnissen auf allen Ebenen des Lebens begleitet wird, stellt für uns die bewußte Hinführung zu Ordnungsprinzipien einen weiteren wesentlichen Aspekt in unserer Arbeit dar. Den unstillen und zum Teil völlig willkürlichen Tagesabläufen wird gerade am Anfang ein bewußt rhythmisch gestaltetes Tagesgeschehen gegenübergestellt – Schlaf-Wach-Rhythmus, Arbeit, Tagesreflexion, Ruhezeiten. Deshalb gehört es zur Tradition, daß die landwirtschaftliche Arbeit mit ihren rhythmischen Abläufen im Eingangsbereich der Therapie angesiedelt ist. Zur bewußten Durchdringung aller Lebensbereiche gehört dabei auch das Hinführen zu einer individuellen Gestaltung des eigenen Wohnbereiches.

Da diesem Gesamtkomplex zugehörig, setzt hier dann auch die vom Arzt verordnete Heileurythmie an, während die in Unordnung geratenen Abläufe im physischen Leib durch die anthroposophischen Anwendungen, insbesondere einer Konstitutionsbehandlung, ergänzt durch Massagen und Bäder, therapiert werden.

Grenzerlebnisse durch menschliche Begegnungen

Weil wir eben im Vorfeld der Suchtentstehung so wesentlich und bestimmend sowohl die Entgrenzung wie auch den Ersatz der Begegnung von Mensch zu Mensch durch materielle Komponenten finden, kommt einer Hinführung der Patienten zu seelischen Grenzerlebnissen eine ganz entscheidende Rolle zu. Diese Grenz- oder auch Schwellenerlebnisse dienen als Aufwachmomente – vermittelt und herbeigeführt durch die Begegnung mit dem Mitarbeiter, dem dabei eine Art «Hüterrolle» zukommt. Es gilt also am anderen Menschen, in der Begegnung mit dem anderen Menschen aufzuwachen. Das erfordert vom Mitarbeiter, daß er sich in den Prozeß als ganzer Mensch einbringt, nicht eine Rolle spielt. Und es erfordert den Mut, dranzubleiben, den anderen aus der Begegnung nicht zu entlassen. Diese Grenzerlebnisse können zum Beispiel Spiegelungen sein oder eine Heranführung an den Suchtcharakter eines Verhaltens, beispielsweise in den Beziehungen zu anderen Menschen oder zum Essen. Es ist dies aber auch die ganz alltägliche Begegnung im Vorübergehen, das Gruppen- oder das Einzelgespräch mit ihren jeweiligen Bezugs- und Berührungsebenen, der gewisse Vorbildcharakter, der einem Mitarbeiter zukommt, die zu solchen Grenzerlebnissen führen kön-

nen – wichtig ist immer die Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit und Wachheit in der Begegnung.

Entwicklung einfordern

Durch die Wirkung des oben Angeführten wird vom Drogenabhängigen mit seiner bisherigen Entwicklungsverweigerung eine Entwicklung eingefordert (das gleiche gilt für den Bereich der Verantwortung). Zugehörig zu der Einforderung von Entwicklung über das Aufwacherlebnis gehört die Konfrontation mit der eigenen Realität, des So-Seins in allen Schattierungen, in Tiefen und Höhen. Es wird damit ein Wahrheitsmut eingefordert, sich mit seiner Wirklichkeit bewußt, mutig und ehrlich auseinanderzusetzen – und zu erfahren, daß ich eben dazu die anderen Menschen als Spiegel brauche. In diesem schmerzvollen Prozeß, den jeder Drogensüchtige über alles vermeiden möchte (und nicht nur er), kommt es dann zu einem bewußten Evidenzerleben – «so bist du!» Dafür ist die Begleitung durch ein mitfühlendes Getragen- und Aufgenommensein in der Gruppe notwendig. Damit wird der Angst entgegengewirkt: «Wenn man mich sieht, wie ich wirklich bin, werde ich abgelehnt.» Auch für diejenigen, die diese Erlebnisse begleitend mitvollziehen, haben diese Erfahrungen Katharsis-Charakter, und es wirkt vertrauensfördernd für alle. Wichtig ist, daß solche Evidenzerlebnisse immer von klaren, wachen Erkenntnisprozessen ausgelöst werden – und daß daraus auch immer deutliche Willensimpulse hervorgehen. Der Drogenabhängige kann in solchen Momenten zu einem bewußten Erleben der Einheit von Denken, Fühlen und Wollen gebracht werden – ein oft entscheidender Hoffnungsstrahl im bisherigen Seelenchaos.

Hier sind wir jetzt mitten in der Beschreibung der zweiten Stoßrichtung unserer Therapie. Diese richtet sich direkt auf den Ich-Findungsprozeß, der letztlich der «Königsweg» aus der Abhängigkeit ist. Da der Süchtige in der Therapie clean lebt, die Droge also nicht mehr an Stelle des Ichs steht, kommt es nun darauf an, die Ich-Kräfte wieder zu wecken, an diese zu appellieren.

Die Sinnsuche

Auf der Ich-Ebene kommt es darauf an, die resignative Grundhaltung, die Interessen- und Fragelosigkeit helfend zu überwinden. Hier stoßen wir häufig auf die Angst der jungen Menschen, den Anforderungen des Lebens «draußen», nach den Maßstäben der Konkurrenzgesellschaft und des Sozialdarwinismus, wie es vielleicht durch die Schule oder das Elternhaus vermittelt oder auch selbst erlebt wurde, nicht gewachsen zu sein. Dadurch entsteht das Gefühl, versagt zu haben und die Angst, seinen Platz auf der Erde nicht zu finden. Andererseits kann es zu einem unmenschlichen Leistungsdruck führen, alles zu tun, jede Leistung zu erbringen, um angenommen und geliebt zu werden. Wir versuchen dabei, das Vertrauen in die eigenen Lebensimpulse zu erwecken und zu fördern und die oft tief verschüttete Sehnsucht nach Idealen und Sinnhaftigkeit neu zu begründen. Die Verletzungen und Kränkungen aus der Vergangenheit sowie die Ängste vor deren Wiederholungen sind dabei anfangs oft noch so groß, daß nur mit Ablehnung und Zynismus auf die Ansprache dieser Sehnsüchte reagiert werden kann. Es bedarf großer Anstrengungen, Verständnis und Geduld der Mitarbeiter, um langsam das nötige Vertrauen wachsen zu lassen, um sich letztlich offen, also öffentlich, zu seinen Sehnsüchten und Hoffnungen bekennen zu können – dann können Dämme brechen und Seelen erwachen. Zu diesen Idealen gehört dann auch die Überzeugung, daß jeder Mensch unabhängig von seiner Leistungsfähigkeit ein Recht auf Dasein und Anerkennung hat.

Ein besonderes Übungsfeld sind für uns die Arbeitsbereiche, in denen wir vermitteln wollen, daß Arbeit weit mehr beinhalten kann als nur «Kohle machen». Gerade hier kann es zu einem echten Sinneswandel, einem Wandel des Sinnes, kommen. Letztlich geht es uns hier darum, am Bild der Arbeit zu einer Rettung des Menschenbildes beizutragen. Und die Suche nach der Sinnhaftigkeit des Daseins zusammen mit dem Verständnis der Arbeit als dem Tätigwerdenwollen für die Bedürfnisse des anderen sind unserer Erfahrung nach die beiden Grundpfeiler der Drogentherapie.

In der Gesamtbetrachtung des Weges, den die Drogenabhängigen zwischen Aufnahme in die und Entlassung aus der Heilstätte zurücklegen, kann man viele wesentliche Elemente eines Schulungsweges erkennen, auch wenn das dem Einzelnen gar nicht immer zu Bewußtsein kommt. Mögen vielleicht auch bei dem einen oder anderen irreparable Schädigungen eingetreten sein, vielleicht erweist sich Sinn und Bedeutung dieser Inkarnation mit der Drogenverstrickung und dem Ich-Erwachen erst für die nächste von wahrem Wert. Und wer würde schon vermuten, wieviele unserer ehemaligen Patienten heute und seit Jahren eine liebevolle und aufopfernde Arbeit zum Beispiel in den heilpädagogischen Einrichtungen verrichten!

Haci Bayram, Peter Böhl, Manfred Schindler

- 1 Vorläufig meint hier, daß unserer Darstellung keine wissenschaftliche Forschungsarbeit zugrundeliegt, sondern auf der Zusammenstellung reiner Alltagserfahrungen beruht.
- 2 Es sei an dieser Stelle auf die vielfältige Literatur über die Wirkung elektronischer Medien insbesondere auf Kinder verwiesen, deren Erkenntnisse an dieser Stelle mitbedacht, aber aus Platzgründen nicht dargestellt werden können.
- 3 siehe dazu: Dietmar Mieth, *«Mit dem Unkraut wächst der Weizen»*, Fribourg/Luzern 1991.
- 4 Es wäre interessant, in dieser Hinsicht den eventuellen Zusammenhang bzw. die Einwirkungen der Folgen der Impfungen gegen die Kinderkrankheiten und das damit zumindest erschwerte Ergreifen des physischen Leibes durch das Ich zu untersuchen.
- 5 Siehe hierzu: Ron Dunselmann, *«An Stelle des Ich. Rauschdrogen und ihre Wirkung»*, Stuttgart 1996.
- 6 Siehe Rudolf Steiner, *«Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten?»*

Haci Bayram, Peter Böhl und Manfred Schindler sind Mitarbeiter der anthroposophischen Drogenheilstätte Sieben Zwerge in Salem-Oberstenweiler.

Wie man auch ohne Gen-Technik Soldaten der Willfährigkeit heranzüchtet ...

Von unheimlichen staatlichen Planspielen mit Abhängigen

Drogenabhängige nennt man – nach bisher üblichen fachorientierten Begriffen und therapeutischen Erfahrungen – Menschen, die über einen fortgesetzten Gebrauch von legalen und illegalen Rauschdrogen glauben, bis in ihre psychischen, physischen und sozialen Daseinszusammenhänge hinein nicht mehr ohne diese Mittel existieren zu können. Versuchen sie es dennoch, so erleben sie unter großen subjektiven Qualen und objektiven somatischen Zusammenbrüchen die rauschmittelspezifischen Entzugssyndrome. Eine Position ist die, die besagt, daß für den Abhängigkeits-erkrankten das Suchtmittel den Rang des Lebensmittels eingenommen habe und dadurch aber auch aus der moralischen Bewertung herauszunehmen sei. Allerdings wissen trocken/clean gewordene Suchtkranke, daß im Gegensatz zu der bleibenden Notwendigkeit, Lebensmittel lebenslang nehmen zu müssen, dies durchaus nicht zwingend auch für die Suchtmittel gelten muß.

Grundsätzlich besteht immer, auch im Falle von schwersten Folgeumständen – wie durch AIDS, Hepatitis-C oder psychosozialer Verelendung – die Möglichkeit, doch einen Weg weg vom Verelendungsmittel einzuschlagen!

Daß dazu jedoch die Motivationshilfe eines empathisch, karitativ und sozialtherapeutisch energetisierten Menschenumkreises notwendig ist, bleibt unbestritten. Was aber, wenn gerade dieser motivierende Umkreis wegbricht oder über die ausbleibende Finanzierung an seiner notwendigen Hilfeleistung gehindert wird? Das kann schneller und radikaler eintreten, als es im Bewußtsein der Öffentlichkeit bisher geahnt wurde.

Daß Drogenabhängige sowohl unter sozial-normativen als auch unter human-ethischen Blickwinkeln mitmenschliche, medizinische und sozio-therapeutische Hilfe brauchen, um von den entwürdigenden und kränkenden Primär- und Begleitumständen ihrer Abhängigkeit loszukommen, steht neuerdings, vor allem in sozialpolitischen Überlegungen, nicht mehr an erster Stelle. Denn auf dem Hintergrund von leerer werdenden Sozialtöpfen wird nun ernsthaft darüber diskutiert, ob nicht ein besonderer huma-

ner Fortschritt, der zudem wesentlich billiger wäre, darin liegen könnte, per Gesetzesänderung alle Drogen – in fachwissenschaftlich verbrämter Stufenfreigabe – grundsätzlich zu legalisieren.

«Medical Tribune» meldete hierzu sehr Ausführliches in seiner Klinikausgabe Nr. 21 vom 5. November 1996. Inzwischen sind die in Nordrhein-Westfalen diskutierten Pläne dort noch nicht verwirklicht, finden jedoch insbesondere vom Land Hamburg und ebenfalls vom Land Schleswig-Holstein bis in ministerielle Kreise hinein politischen Zuspruch, so daß für die nächsten Jahre eine eindeutige Tendenz zur Durchsetzung der sogenannten «Akzeptanzbewegung» zu erwarten ist:

«... bekommen Abhängige demnächst Heroin auf Kassenrezept? In Düsseldorf, im Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen liegen konkrete Pläne, wie Heroin verkehrsfähig werden könnte, jedenfalls schon in der Schublade. [...] Die Düsseldorfer Absichten sind tatsächlich brisant. Da wettern seit Jahren Hausärzte und Schmerztherapeuten gegen das Betäubungsmittel-Gesetz (BtmG), das bürokratische Hürden vor der effizienten Behandlung zahlreicher Schmerzpatienten auftürmt. Ziemlich erfolglos. Jetzt will das Düsseldorfer Ministerium dieses starre Gesetz streckenweise lockern – aber nicht, um die Schmerztherapie zu erleichtern. Zunächst soll die Lockerung zwar nur für drogenabhängige HIV-Infizierte und AIDS-Erkrankte gelten, damit sie sich problemlos Heroin spritzen können. Im Wortlaut: «Der Abbau der Strafverfolgung ist die entscheidende Voraussetzung für ein menschenwürdiges Leben und Sterben von HIV-infizierten und an AIDS erkrankten Drogenkonsumenten. Die Landeskommission AIDS empfiehlt der Landesregierung, die vorhandenen Spielräume des BtmG im Sinne einer Entkriminalisierung auszuschöpfen und gegebenenfalls zu verändern.»

Verändern läßt sich natürlich nur etwas, wenn der Bundesgesetzgeber mitspielt und das Betäubungsmittelgesetz ändert. Wozu der Bund sein Placet geben soll, liegt ebenfalls schon in der Düsseldorfer Ministeriumsschublade: Zum einen ist der Anbau, Erwerb und Besitz illegaler Drogen zum Eigenverbrauch zu entkriminalisieren. Zum anderen soll sogenannten Gesundheitsräumen zugestimmt und die Zwangstherapie abgeschafft werden.

Was da auf Bundesebene abgesehen werden soll, müßten die Länder dann umsetzen. Mit anderen Worten: Gesundheitsräume einrichten, sterile Einmalspritzen, Essen und Waschgelegenheiten zur Verfügung stellen. Die Maßnahmen sollen aber noch einen Schritt weiter gehen. Die Düsseldorfer Pläne streben nämlich den – wie es wörtlich heißt – «streffreien Drogenkonsum» an. Den Weg dahin zeichnen die Pläne ebenfalls vor: Initiierung eines Versuchs zur «kurzfristigen Abgabe von Heroin unter kontrollierten Bedingungen, um mittelfristig die Verkehrsfähigkeit von Heroin zu erreichen». Im Klartext heißt das: Die HIV-infizierten Abhängigen müssen sich nicht mehr selbst darum kümmern, wo und zu welchem Preis sie das Heroin kriegen. Sie sollen von ihren Beschaffungssorgen ganz befreit werden und ihre Heroindosis gratis bekommen.

Davon verspricht man sich zweierlei: Zum einen sieht man darin eine Chance, infizierte Frauen von der Beschaffungsprostitution wegzubringen, zum anderen, die Abhängigen sozial zu integrieren. Durchaus edle Absichten. Aber mit zahlreichen Haken versehen. Zum Beispiel argumentiert Rolf Hüllinghorst von der «Deutschen Hauptstelle gegen die Suchtgefahren» in Hamm: «Ich befürchte, daß HIV-Infizierte und an AIDS Erkrankte nur den Einstieg bilden sollen. Mit diesen armen Betroffenen, deren Lebensdauer aufgrund der Infektion herabgesetzt ist, kann man am besten argumentieren, wenn es um die Freigabe von Heroin geht. Dann werden weitere Gruppen nachgeschoben.»

Von den ganzen Vorschlägen «halte ich nichts», kam es pointiert von Hüllinghorst, und: «Wenn ich diese Gedanken überspitzt auf die Alkoholiker übertrage, auch auf jene, die am Bahnhof liegen und «behandlungsresistent» sind, dann müßten für diese Abhängigen Bier- oder Schnapsbars errichtet werden. Drogen freizugeben, ist in meinen Augen der falsche Weg. Leute mit einer Abhängigkeit sind krank, und wir sind verpflichtet, Hilfsangebote für sie vorzuhalten. Dabei stellt sich mir aber die Frage: Wie weit darf man gehen?»

Statt Heroin verkehrsfähig zu machen, plädiert Rolf Hüllinghorst dafür, die Substitution stärker anzubieten. «Wir haben die Möglichkeiten der ambulanten und stationären Therapie. Nimmt ein Heroinabhängiger diese Einrichtungen nicht in Anspruch, warum muß dann Heroin an ihn kontrolliert abgegeben werden?»

Erfahrungen mit dem kontrollierten Heroingebrauch gibt es bereits am Lehrstuhl für Sozialarbeit an der Universität Freiburg in der Schweiz. Für eine qualitative Pilotstudie, die ein Jahr lief, konnte eine statistisch relevante Zahl von langjährigen und sozial integrierten Heroinkonsumenten gefunden werden. Die Schweizer kamen zu einem erstaunlichen Ergebnis: Die soziale Integration gelingt nicht trotz Drogenabhängigkeit, sondern nur, weil Heroin gespritzt wird. Für die Abhängigen stellt sich Heroin nicht als Suchtmittel dar, es ist für sie vielmehr eine leistungsfördernde Droge. Diese Erkenntnis wirft für die Wissenschaftler eine beängstigende Perspektive auf: Der kontrollierte Gebrauch von Heroin ist weiter nichts als ein Hilfsmittel, um mit den Problemen und Anforderungen des Alltags klarzukommen. Damit, so das Resümee der Studie, liegt die düstere Aussicht nicht fern, «daß künftige Gesellschaften die Drogen und die Drogenabhängigkeit zur Systemintegration benötigen werden».

Daß diese Diskussion auch in anthroposophischen Fachkreisen kontrovers geführt wird, soll hier nicht verschwiegen werden. Sicher ist es auch außerhalb der eigentlichen Suchtarbeit, zum Beispiel für die Waldorflehrer und -eltern, aber auch für die vielen Mitarbeiter in den nach anthroposophisch-menschenkundlichen Gesichtspunkten arbeitenden sozialtherapeutischen Einrichtungen wissenschaftlich wertvoll, zu erfahren, welche Standpunkte hier eine Rolle spielen. Um diese teils erheblich divergierenden Standpunkte ohne Emotionen und Vorurteile richtig bewerten zu können, sei gesagt, daß es seit Rudolf Steiners 'Philosophie der Freiheit' zum Selbstverständnis unseres Zeitalters gehört – und dies meines Erachtens mit vollem Recht –, die fortschreitende Individualisierung des Einzelmenschen gleichsam signaturhaft unter alle Bestrebungen zu setzen. Dazu gehören eben auch individualrechtliche Zugriffe auf die Sphäre der Geburten, auf die Sphäre des Sterbens und – im Zusammenhang mit bewußtseinsverändernden Prozessen und Stoffen – auf die Sphäre der selbstinduzierten Persönlichkeitsveränderung, wie es ja ohne Zweifel durch den chronischen Gebrauch der Suchtmittel der Fall ist.

Zu dieser – ich möchte sagen – «normalen» Zeitgeistsignatur gesellen sich jedoch nach wie vor die Gespenster einer nicht weichen wollenden uralt-römischen Jurisprudenz und einer parteipolitischen Sozialethik, welche heute die eigentlichen Gegner dieser Individualisierung sind. Diese müssen ihrer eigenen Natur nach tiefstes Mißtrauen gegen die Selbstverantwortung des Individuums hegen und pflegen. Ihre Sprache heißt: Gesetz, Gebot, Verbot und Reglementierung. Paulus würde sagen: «Sie sind die Ursachen der Sünden, denn die Sünde entsteht durch die Übertretung des Gesetzes.» Keiner profitiert von diesem Zeitalterkampf heute mehr als die mafiosen Verbindungen. Sie überziehen die Sozietäten mit Prostitution, Bestechlichkeit, Abhängigkeit und Mord. Und sie können das mit einem finanziellen Gewicht, das weltweit eine Gewinnspanne von ca. 400 Milliarden US-Dollar pro Jahr zeitigt. Wären die heute illegalen Rauschmittel für die Erwachsenenbevölkerung freigegeben, wie zum Beispiel der Alkohol in den meisten Ländern, wäre zumindest der kriminelle Umfeldanteil des Drogengebrauches auf ein Minimum reduziert.

Die anthroposophischen Verfechter einer grundsätzlichen Freigabe stellen sich also konsequent auf die Grundlage des «ethischen Individualismus», wie ihn Rudolf Steiner in seinen grundlegenden erkenntnistheoretischen Schriften exemplarisch ausformuliert hat. Daß damit jedoch nicht das Phänomen der kontinuierlichen «Versüchtigung» unserer Gesellschaften und der aus der Toxizität der verschiedenen Stoffe hervorgehenden Verelendung des Einzelmenschen und seiner Angehörigen begriffen oder gar mittherapiert wäre, führen die ins Felde, die fragen: Ist es nicht ein Verbrechen, Millionen junge Menschen ins Elend der Abhängigkeit laufen zu lassen, alle vielleicht verhindernden Restriktionen wegzunehmen, nur weil heute die Menschheit in abstracto und idealiter in das Zeitalter der Freiheit eingetreten ist?

Die so fragen, teilen sich noch einmal in sogenannte Sukzessionisten und Radikale. Die ersteren meinen, wir bräuchten noch einige Jahrzehnte der sukzessiven Übergänge von mehr restriktiver zu mehr permissiver Sozialpolitik, da die Menschheit im Ergreifen ihrer sozialen und individuellen Verantwortungsfähigkeit – besonders was den Gebrauch von Rauschmitteln betrifft – noch in den Kinderschuhen der Bewußtseinsseelenkultur¹ stecke. Die Radikalen meinen: Die Dämonie, die absolute Destruktivität, die in den Rauschmitteln gebunden ist und bei jeglichem Gebrauch frei wird, würde gerade die Bewußtseinsseelenkultur verhindern und den Menschen um Äonen in seiner Entwicklung zurückschrauben. Daher müßte man «ausnahmsweise» die geballte Macht der staatlichen Verbote hier akzeptieren, ja sogar als Entwicklungshilfe begrüßen. Außerdem würde die Mafia keine Mühe haben, sich in aller Kürze, falls es zur Freigabe käme, neue, gleichrangig einträgliche und zerstörerische Einnahmequellen aufzutun. Nicht zuletzt würde eine Freigabe einen verheerenden Einfluß auf jegliche Präventionsarbeit in den Elternhäusern und den Schulen ausüben.

Nun, der Leser dieser Zeilen wird, falls er nicht selber bereits einen festen Standpunkt in dieser Sache besitzt, in allen geäußerten Aspekten eine gewisse Berechtigung sehen können. Doch die Diskussion, die tatsächlich in den sozial- und finanzpolitischen Gremien geführt wird, geht nicht um solche grundsätzlichen geisteswissenschaftlichen und karitativen Aspekte. Hier geht es vornehmlich einerseits ums Geld, um Kostenregulierung, Ausgabenminderung und andererseits um die Angst vor einer möglichen Destabilisierung staatlicher Strukturen. Daher könnte man durchaus den Verdacht haben, daß ein von staatlicher Seite überwacht, bewußt dosiertes und distributiv gehandhabtes – also scheinbares – Freigeben vieler bisher unter das BtmG fallender Substanzen und Substanzderivate für die politisch und wirtschaftlich relevanten Machthaber in deren Kalkül passen könnte.

Wir haben ja durch das legalisierte «sozio-kulturelle Schmiermittel» Alkohol das Paradebeispiel dafür, wie ein hochpotentes, psychotrop wirkendes Mittel in alltäglicher Gegenwartigkeit, bei Millionen von Menschen sich in alle beruflichen Aktionen und privaten Interaktionen einschalten läßt, ohne daß dies nach herkömmlichen Kriterien schon Krankheitswert hätte. Und das «Funktionieren» unserer gesellschaftlichen Mechanismen ohne diese Allgegenwärtigkeit ist uns nur anhand der statistisch irrelevanten Vertreter abstinenter Randgruppen bekannt.

Da ich mich nun selber seit 16 Jahren als Suchttherapeut bemühe, nach menschenkundlichen Gesichtspunkten eine dem betroffenen Individuum gemäße Therapie walten zu lassen, bin ich äußerst empfindlich sowohl gegenüber allen rein utilitaristischen Interventions-Versuchen staatlicher Stellen, als auch gegenüber allen ideologischen Moralitätsmustern, auch wenn sie der «reinen Lehre» der anthroposophischen Grundlagenforschung zu entstammen scheinen.

Dem niederschweligen Berater als auch dem Therapeuten in den Einrichtungen stellt sich nämlich jeder suchtkranke Mensch als eine Welt für sich dar, die jeweils ganz originär und unaustauschbar anders dokumentiert, inwiefern sie ein bestimmtes Maß an temporärer Restriktion oder Gewährenlassen benötigt, um ihre individuellen Lebensziele verwirklichen zu können. Das Maß an Verantwortungsfähigkeit und -willigkeit ist sehr verschieden, auch in bezug auf die Frage, ob der einzelne «seine Droge», seinen «Suchtprozeß» eine biographische Zeitstrecke hindurch braucht, wie lange das dauern soll, wann externe Hilfe ersehnt wird beziehungsweise bis zu welchem Zeitpunkt diese Hilfe sogar kontraindiziert wäre. Aber diese für den Therapeuten selbstverständlichen Fragestellungen sind eben *orientiert an den Menschen*, um die es doch in der Suchtsorge geht und nicht an einer Methodenschule, einer Weltanschauung oder an der Bezahlbarkeit.

Insofern, meine ich, führt weder die geisteswissenschaftlich korrekte Feststellung, daß wir in einem Zeitalter leben, in dem sich eigentlich jeder Mensch mit den diversen Todesprozessen auseinanderzusetzen hat, noch das Sich-auf-die-gerade-herrschende-politische-Windseite-Schlagen oder das Sich-dagegen-Stemmen zu einer dem Betroffenen gemäßen Haltung. Wir müs-

sen uns schon die Mühe machen, jeweils aus dem Bedürfnis des Einzelschicksals die Drogenfrage situativ immer wieder neu zu stellen. Und ich bin überzeugt davon, diese Frage ist heute primär eine Frage nach den ethischen Grundlagen gesellschaftlichen Zusammenseins und keine vornehmlich medizinische, sozialtechnische oder gar monetäre.

Ich selber habe aus meiner selbsterlebten und zur Genüge auch selbsterlittenen langjährigen Erfahrung als alkoholkranker Mensch kein Problem mit der Wegnahme der diversen Gesetzesbeschränkungen hinsichtlich aller «gefährlichen» Stoffe, auch der psychotrop wirkenden. Ich weiß selber nur zu gut, daß jemand, der auf «seinen» Stoff zusteuert, auch die Wege zu seinem Ziel finden wird. Die Etiketten «legal» oder «illegal» sind hierfür keine Hinderniskriterien. Allerdings habe ich gewaltige Probleme mit der bloßen Verlagerung der Bewertung und Verfügung dieser Stoffe von der merkantilen und infrastrukturellen Hoheit der Mafia hin zu der Hoheit der sozialpolitischen und sozialmedizinischen Regulatoren in den Ämtern und Pharmakonzernen.

Als anthroposophisch forschender und praktisch arbeitender Suchttherapeut stehe ich bereits heute vor erschreckenden, menschenkundlichen Entwicklungen, die durch die pharmakologische Heroinsubstitution zu sozialtherapeutischen Herausforderungen anwachsen werden, die nach den herkömmlichen Begriffen von «Gesundheit und Krankheit» nicht mehr zu taxieren sein werden. Das Fortfallen von psycho-sozialer Verelendung und krimineller Delinquenz, die Wiedereingliederung in den Arbeitsmarkt, die äußerliche Reintegration in die verschiedensten Funktionen und Insignien bürgerlicher Verhaltensnormalitäten kann denjenigen, der in realiter im Menschen ein geistig selbständiges Wesen sieht, nicht darüber hinwegtäuschen, daß gerade dieser geistige Mensch zum Beispiel unter Methadon keine Chance auf Verwirklichung und Entwicklung mehr hat. Unter geisteswissenschaftlichen Beurteilungskriterien tritt mittels der Substitution erst jene «Zombifikation», jene Versklavung ein, welche die davon Betroffenen in meines Erachtens größere und dauerhaftere Abhängigkeit von den Substituenten bringt, als es der eigene Griff zur Ausgangsdroge von dieser selbst oder von den mafiosen Organisationsgebern je hätte bringen können. Wenn nämlich die «Normalität» und gesamtgesellschaftliche Akzeptanz der Ent-Ichung eingetreten ist – und zwar nicht durch den vielleicht statistisch zunehmenden Drang der einzelnen zur Droge, sondern durch das Schaffen politischer und rechtlicher Fakten – dann hätten wir wahrlich soziopathische Verhältnisse geschaffen, aus denen ein abstinentes Entkommen durch Einsicht und Wandlung kaum noch gelingen würde.

Es ist an diesem Jahrtausende deutlich die Zeit knapp geworden, mit der wir austesten könnten, ob menschliche – soziale und individuelle – Entwicklung auch nur noch einen Schritt mitmarschieren dürfte mit Bevormundungshierarchien oder Kollektiventschlüssen jenseits selbstrepräsentativer und selbstverantworteter Lebensentscheidungen.

Ralph Melas Große

Ralph Melas Große, geboren am 2. Juli 1945 in Berlin – 1967-70: Lehre als Verlagsbuchhändler beim Verlag Freies Geistesleben in Stuttgart – 1977 Abitur auf dem Zweiten Bildungsweg. Dann Studium der Sozialpädagogik an der Freien Universität Berlin – 1985 bis heute: Begründer und Leiter der Hiram-Initiativen (anthroposophisch orientierte Alkoholkrankenhilfeeinrichtungen in Berlin/Schleswig-Holstein/Brandenburg – Suchttherapeut – Einzelfallberater – 1996 bis heute... Dozent, Suchtlehrgangsiniciator und Mitglied im Leitungskreis der Akademie für Sozialtherapie Wuppertal – Freier Autor und Vortragender – Mitglied im Drogenkolloquium der Freien Hochschule für Geisteswissenschaft am Goetheanum – und last but not least: Selbstbetroffener im Sinne der Alkoholkrankheit (seit siebzehneinhalb Jahren trocken).

1 *Bewußtseinsseelenkultur*: in der Terminologie Rudolf Steiners ein Ausdruck für den ideengeschichtlichen Begriff «Neuzeit». Steiner weist damit auf die geistige Selbständigkeit hin, die sich der einzelne Mensch seit Beginn dieser Epoche gegenüber Religion und Gesellschaft erkämpft hat und noch erkämpfen muß, denn die Zeit der Bewußtseinsseele dauert – laut Steiner – bis ungefähr 3800 nach Christus an.

Individualisierung der Suchtarbeit statt Drogenpolitik – Fragen zur Legalisierungsdebatte

Soziale, wirtschaftliche und politische Bestrebungen in der Drogenpolitik der Schweiz

Interview mit Christian R. Haas

In der Schweiz wurde im Oktober 1997 über die Initiative «Jugend ohne Drogen» abgestimmt. Die Bevölkerung erteilte einer restriktiven und hauptsächlich auf Repression aufbauenden Drogenpolitik zwar eine klare Absage; für die Praxis ergibt sich aber die Gefahr, daß aus wirtschaftlichen Gründen die Substitution einer auf Drogenabstinenz gerichteten Therapie vorgezogen werden könnte. Dazu sechs Fragen an Christian R. Haas, Mitarbeiter einer Suchttherapieeinrichtung in Muttenz/Schweiz.

■ *Worum dreht sich die Legalisierungsdebatte, die ja in der Schweiz durch die Abstimmung aktuell stark im Bewußtsein der Öffentlichkeit ist?*

Die Bevölkerung in der Schweiz ist durch die Abstimmung gegenüber der Drogenfrage sensibilisiert worden. Durch die Diskussionen und die Debatte um die Abstimmung über die Initiative «Jugend ohne Drogen» wurde vermehrt ein Bewußtsein dafür geschaffen, daß das Drogenproblem eine komplexe Sache ist und nicht durch Repression allein gelöst werden kann. Dies spiegelte sich ja auch deutlich im Abstimmungsresultat. Zudem wurde durch die Abstimmungsdiskussion die Seite des menschlichen Problems vermehrt in den Vordergrund gerückt. Ich denke, es ist klarer geworden, daß Drogenabhängige suchtkranke Menschen sind. Allerdings scheinen mir die Hintergründe der Debatte, die nicht in der Öffentlichkeit diskutiert werden, eine heikle Komponente zu bilden. So zum Beispiel: Wo sind soziale und wo sind andere Bestrebungen innerhalb der Drogenpolitik?

■ *Ist die freie Abgabe von allen Stoffen – auch von Heroin – an Erwachsene, also mündige Menschen, nicht eine Selbstverständlichkeit in einem freien Land?*

Die Substitution, also die Heroin- oder Methadonabgabe, ist in der Schweiz ein Teil der Vier-Säulen-Politik des Bundes: Prävention, Therapie, Schadensminderung/Überlebenshilfe und Repression. Die Abgabe von Heroin oder Methadon hebt nachweislich den körperlichen Gesundheitszustand der Betroffenen und erhält die Arbeits- und Sozialstruktur während der Suchtphase besser aufrecht.

Allerdings ist die Frage, mit welchem Bewußtsein mit diesem Instrument umgegangen wird. Die Substitution ist um ein vielfaches billiger als die stationäre Therapie, und in der Praxis hat sich gezeigt, daß die Absicht, nur an Schwerstsuchtige abzugeben oder Methadon nur als Übergangslösung zu nutzen, oft unter dem heutigen Spardruck dazu führt, daß Substitution anstelle einer eigentlichen Therapie tritt. Hier vermischt sich Sozialmedizin mit Wirtschaft. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß in den letzten zwei Jahren innerhalb des Sprachgebrauchs unter Fachleuten der Begriff «Substitutionsprogramm» schleichend in «Substitutionstherapie» gewechselt hat.

Von mir aus gesehen ist die Frage der freien Abgabe an mündige Menschen nicht in erster Linie eine Frage der Freiheit, sondern eine Frage der Verantwortung.

■ *Auch ohne den uneingeschränkten Verkauf zu fordern, könnte man ja im Sinne der Therapiefreiheit der Ärzte eine kontrollierte Abgabe befürworten.*

Die kontrollierte Abgabe macht sicher einen Sinn, um die Drogenkonsumierenden innerhalb ihrer Konsumzeit vor gesundheitlichen Schäden zu bewahren. Besonders, wenn die Ärzte und Abgabestellen parallel dazu eine gute psychosoziale Begleitung anbieten, so daß Schwerstsuchtige überleben oder Neueinsteiger zu einer Therapie motiviert werden können.

Allerdings bin ich angesichts des enormen Spardrucks im Sozialbereich skeptisch, ob nicht auch die kontrollierte Abgabe mittelfristig mißbraucht werden könnte. Leider habe ich dies in einzelnen Fällen in der Praxis erlebt.

■ *Was sind die angestrebten Ergebnisse einer Methadon-Substitution, und was bringt sie wirklich?*

Mehrere Betroffene, die bei uns in der Therapie sind, haben dank einer ›Denkpause‹ innerhalb des Beschaffungsstress den Entschluß zu einer Therapie mit Hilfe von Methadon fassen können. Das ›Medikament‹ Methadon, ein synthetisches Alkaloid, ist aber keinesfalls zu unterschätzen. Der rasche körperliche Entzug von Methadon ist meist schwieriger als zum Beispiel bei Heroin. Methadon bringt nach meiner Erfahrung mehr psychische Probleme in der anschließenden Therapie als andere Drogen. Die Ex-Methadon-User sind viel länger in sich gefangen und finden viel später Zugang zu ihren eigenen Ressourcen. Also auch hier braucht es viel Bewußtsein und Verantwortungsgefühl bei den Abgabestellen.

■ *Was haben Sie in der Praxis für Erfahrungen mit den verschiedenen Modellen (Freigabe, kontrollierte Abgabe, Substitution)?*

Bei der Diskussion der Drogenfreigabe ohne kontrollierende Einschränkungen frage ich mich immer wieder, ob die Menschen heute wirklich bereit sind, mit dieser Freiheit umzugehen. Sind unter Drogeneinfluß die möglichen tödlichen Folgen einer solchen ›Freiheit‹ abzuschätzen? Wie unser deutscher Kollege Ingo Warnke aus Berlin in einem Artikel sagt: «Die Opfer sind Drogen-Tote und nicht Drogenmangel-Tote.»

Die Substitution ist ein Instrument. Wenn es eingesetzt wird, muß es, wie bereits erwähnt, mit viel Wachsein, Bewußtsein und Verantwortungsgefühl gehandhabt werden, und kann so – allerdings in individueller Weise – ein Teil eines Weges aus der Sucht sein.

■ *Was sind Ihre langfristigen Ideale, um mit dem Suchtproblem umzugehen?*

Die Individualisierung der Suchtarbeit; weg von Drogenpolitik hin zu Suchtpolitik und Menschenhilfe, das heißt das Individuum mit seiner Sucht soll im Vordergrund stehen und nicht die Drogen. Nicht das Bild der ›Junkies‹, sondern die einzelne Individualität der Süchtigen soll das Maß und die Art der Suchthilfe bestimmen. Dies bedeutet auch, alle Suchtmittel ehrlich und offen zu betrachten. – Also auch die legale und frei verfügbare Volksdroge Alkohol! Die Drogenabstinenz darf für die Betroffenen nicht nur zu einem Ideal werden, sondern muß ein durch freien Entschluß erreichbares Ziel bleiben.

Die Erfahrung in der anthroposophisch orientierten Suchtarbeit zeigt uns Praktikern jeden Tag aufs neue, daß die wahre Prävention, die wahre Therapie in der Begegnung von Mensch zu Mensch, in der individuellen Begleitung der Betroffenen liegt und dies die eigentliche Grundlage bildet für einen Erfolg in der Suchtarbeit.

Christian R. Haas ist pädagogisch-therapeutischer Leiter des VEGA (Verein ganzheitlicher Jugend- und Erwachsenenförderung) in Muttenz bei Basel (Schweiz). VEGA existiert seit 1994 und ist eine anthroposophisch orientierte Suchttherapie im öffentlichen Feld. Der Arbeitsbereich von VEGA erstreckt sich von Beratungen über körperlichen Entzug und stationäre Therapie bis zur ambulanten Nachsorge und Berufsintegration. VEGA ist Mitglied der IVAES (Internationale Vereinigung anthroposophischer Einrichtungen für Suchttherapie e.V.).

Der Krieg gegen (bestimmte) Drogen

Die Passage stammt aus dem Buch ›What Uncle Sam really wants‹, das Interviews mit Noam Chomsky in Aufsatzform wiedergibt. ›The war on (certain) drugs‹ ist ein Abschnitt aus dem Kapitel ›Brainwashing at home‹. Die Gespräche fanden 1990 statt, dem Jahr der US-Invasion in Panama, die offiziell als ein Schlag gegen den internationalen Drogenhandel deklariert worden ist. Vor diesem Hintergrund gewinnen einige von Chomskys Äußerungen an Schärfe und Brisanz. Trotzdem ist der Aufsatz nicht bloß tagespolitisch interessant, sondern zeigt Strategien auf, die heute noch so aktuell sind wie vor sieben Jahren oder zur Zeit des

Vietnam-Krieges. Chomsky weist darauf hin, daß die herrschenden politischen und die dem Drogenhandel immanenten Machtstrukturen letzten Endes der Kampf weniger Profiteure gegen die Masse der Menschheit sind.

Ein Ersatz für das verschwindende ›Evil Empire‹¹ war die Bedrohung durch Drogenhändler aus Lateinamerika. Im September 1989 startete der Präsident eine großangelegte Medienkampagne. In diesem Monat gingen mehr Drogen-Meldungen über die Kabel der Presseagentur AP als über Latein-Amerika, Asien, den Mittleren Osten und Afrika zusammengenommen. Im Fernsehen hatte jede Nachrichtensendung einen längeren Bericht, der zeigte, daß Drogen die Gesellschaft zerstören, eine Bedrohung unserer Existenz darstellen etcetera.

Das hatte eine direkte Wirkung auf die öffentliche Meinung. Als Bush 1988 die Wahlen gewann, hielt die Bevölkerung das Haushaltsdefizit für das größte Problem des Landes. Nur ungefähr 3% erwähnten Drogen. Nach der Medienkampagne war die Beunruhigung über das Defizit verschwunden und Drogen erreichten 40–45%, was in einer Befragung, in der keine bestimmten Antworten vorgegeben sind, ein erstaunlich hohes Ergebnis ist.

Wenn sich heute ein Schuldnerland über ausbleibende Zahlungen der USA beschwert, heißt es nicht mehr ›wir brauchen es, um die Russen aufzuhalten‹, sondern ›wir brauchen es, um den Drogenhandel zu stoppen‹. Wie zuvor die Bedrohung durch die Sowjets liefert der neue Feind einen guten Vorwand für US-Militärpräsenz in Gebieten, in denen Rebellen operieren oder wo andere Unruhen zu befürchten sind.

International gesehen, deckt der ›war on drugs‹ militärische Interventionen. Im eigenen Land hat das herzlich wenig mit Drogen, aber viel mit Verunsicherung der Bevölkerung, ansteigender Repression in den Innenstädten und Vorschubarbeit für den Abbau ziviler Bürgerrechte zu tun.

Das heißt nicht, daß der Mißbrauch von Rauschmitteln kein ernstzunehmendes Problem wäre. Zur Zeit, als der Drogenkrieg propagiert wurde, lag die Zahl der Nikotin-Opfer bei ungefähr 300.000 Toten pro Jahr, dazu noch einmal ungefähr 100.000 Tote durch Alkohol. Das waren allerdings nicht die Drogen, die die Bush-Administration im Visier hatte. Es ging ihnen um illegale Drogen, die wesentlich weniger Tote gefordert hatten, offiziellen Angaben zufolge über 3500 pro Jahr. Ein guter Grund, den Konsum dieser Drogen zu verfolgen, war, daß er schon in den Jahren zuvor stetig abgenommen hatte, die Bush-Administration also sicher vorhersagen konnte, daß ihr Drogenkrieg in der Einschränkung des Gebrauchs erfolgreich sein würde.

Die Administration richtete sich ebenfalls gegen Marihuana, eine Substanz, die bei 60 Millionen Verbrauchern bisher keinen einzigen bekannten Todesfall verursacht hat. [...]

Gerade zu dem Zeitpunkt, als der Drogenkrieg mit Pauken und Trompeten lanciert wurde, hielt das US Trade Representative Panel eine Anhörung in Washington ab, um über eine Forderung der Tabak-Industrie zu beraten, die besagte, die USA sollten als Vergeltung für die Bemühungen Thailands, US-Tabakimporte und -werbung zu verbieten, Wirtschaftssanktionen verhängen. Durch solche Aktionen der US-Regierung hatten bereits Konsumenten in Japan, Süd-Korea und Taiwan dieses tödliche und süchtigmachende Narkotikum schlucken müssen – verbunden mit den schon genannten menschlichen Opfern.

Der US Surgeon General, Everett Koop, sagte vor dem USTR-Ausschuß: «Wenn wir auf andere Regierungen Druck machen, um die Kokain-Ströme zu stoppen, ist es der Gipfel an Heuchelei, wenn die Vereinigten Staaten Tabak exportieren.» [...]

Thailändische Zeugen protestierten ebenfalls, da sie befürchteten, die US-Sanktionen könnten eine Umkehrung des Abwärtstrends beim Rauchen zur Folge haben, der durch eine Kampagne der thailändischen Regierung erreicht worden war. Auf das Argument der US-Tabak-Unternehmen, ihre Produkte gehörten zu den besten der Welt, antwortete ein Thai-Zeuge: «Im Goldenen Dreieck haben wir mit Sicherheit einige der besten Produkte, aber wir würden niemals das Prinzip des freien Marktes einfordern, um diese Produkte zu verkaufen. Wir verbieten sie.» Kritiker rie-

fen den Opiumkrieg in Erinnerung, durch den China gezwungen wurde, seine Häfen für Opium aus Britisch-Indien zu öffnen. Die britische Regierung pries laut die Vorteile des freien Handels, während sie mit Zwangsmitteln in größtem Umfang Drogenabhängigkeit herbeiführte.

Das könnte der größte Drogenskandal unserer Zeit sein. Man braucht sich nur die Schlagzeilen vorstellen: «US-Regierung – weltweit der führende Drogendealer». Die Zeitungen würden sich mit Sicherheit gut verkaufen. Aber die Story ist nahezu unbemerkt geblieben, ohne jeden Hinweis auf die offensichtlichen und naheliegenden Schlüsse.

Ein anderer Aspekt des Drogenproblems, der ebensowenig Aufmerksamkeit erfahren hat, ist die führende Rolle, die die US-Regierung bei der Belebung des Drogenmarktes nach dem Zweiten Weltkrieg einnimmt. Das begann damit, daß die Vereinigten Staaten ihre Nachkriegsaufgabe angingen, den antifaschistischen Widerstand zu unterminieren und deshalb die Arbeiterbewegung ins Auge faßten.

In Frankreich wurde die Wahrnehmung dieser Aufgabe durch die politische Macht und den Einfluß der Arbeiterbewegung bedroht, gesteigert durch ihre Versuche, den Waffenstrom für französische Streitkräfte aufzuhalten, die mit US-Hilfe versuchten, ihre ehemalige Kolonie Vietnam zurückzuerobern. Also versuchte der CIA, die französische Arbeiterbewegung zu schwächen und zu spalten – mit der Hilfe führender amerikanischer Arbeiter-Funktionäre, die sich zu allem Überfluß auch noch mit ihrer Rolle brüsteten.

Für diese Aktion wurden Streikbrecher und Spalter gebraucht. Dafür gab es einen offensichtlichen Unterstützer: die Mafia. Natürlich erledigte sie diese Aufgabe nicht zum Spaß, sondern erwartete Gegenleistungen für ihre Anstrengungen. Und die wurden ihr gewährt: Es wurde ihr zugestanden, das Heroin-Geschäft zu reetablieren, das von den faschistischen Regierungen unterdrückt worden war – die berühmte «French Connection», die den Drogenhandel bis in die 60er Jahre dominiert hat.

Zu dieser Zeit hatte sich das Zentrum des Drogenhandels nach Indochina, vor allem nach Laos und Thailand verlagert. Diese Verlagerung war wiederum das Nebenprodukt einer CIA-Operation – des «secret war», des geheimen Krieges, den eine vom CIA angeheuerte Söldner-Armee in diesen Ländern während des Vietnam-Krieges führte. Diese Armeen wollten ebenfalls für ihren Beitrag bezahlt werden. Später, als der CIA in Pakistan und Afghanistan operierte, boomte dort der Drogenhandel.

Der inoffizielle Krieg gegen Nicaragua brachte dem Drogenhandel der Region ebenfalls eine belebende Infusion: Die illegalen Waffentransporte, mit denen der CIA seine Truppen belieferte, boten eine unkomplizierte Möglichkeit, auf dem Rückweg Drogen in die USA einzuschleusen, manchmal über US-Air-Force-Basen, wie die Drogenkuriere berichten.

Die enge Beziehung zwischen dem Drogengeschäft und internationalem Terrorismus (auch mit «counterinsurgency», «Konflikt mit niedriger Intensität» oder ähnlichen Euphemismen bezeichnet) überrascht nicht. Für Geheim-Operationen wird Geld in größeren Mengen benötigt, das allerdings unentdeckt bleiben muß. Und sie erfordern kriminelle Operateure. Das Übrige ergibt sich dann von selbst.

(Übersetzung: Martin Malcherek)

Zum Autor: Noam Chomsky ist einer der wichtigsten Linguisten des 20. Jahrhunderts; er löste in den sechziger Jahren mit der Entdeckung der Generativen Grammatik die «Chomsky'sche Revolution» der Sprachwissenschaften aus. Chomsky ist – nach einem Zitat der New York Times – der «bedeutendste heute lebende Intellektuelle». Diesen Ruf verdankt er, neben seinem wissenschaftlichen Renomee, seinen zahlreichen gesellschaftskritischen Publikationen zu Themen wie Medien, Demokratie und Anarchismus.

* Mit dem «Evil Empire» spielt Chomsky auf die Meinungen an, die das westliche Bild von der UdSSR während des Kalten Krieges bestimmt haben. Die «Bedrohung» war nicht nur schrecklich: sie wurde auch als Mittel zum Zweck der innen- und außenpolitischen Machtpolitik gebraucht und benötigt.

Zum Verständnis von Drogen und Drogenkonsum

Ron Dunselmann: Anstelle des Ich - Rauschdrogen und ihre Wirkung



Mit Ron Dunselmanns Werk liegt ein wichtiger Beitrag zum Verständnis von Drogenkonsum und -abhängigkeit vor. Gerade ein vertieftes Verständnis ist in der gegenwärtigen Zeit, die von Diskussionen um die staatliche Freigabe einzelner Substanzen geprägt ist, notwendig. Die in der Öffentlichkeit geführten Auseinandersetzungen zeigen, daß den meisten Beteiligten ein wirkliches Verständnis der Zusammenhänge fehlt. Was bleibt, ist eine zunehmende Verunsicherung der Bevölkerung, die zur Folge hat, daß die Bewertungskriterien immer subjektiver und damit unsachlicher werden. Dies spiegelt sich in der zunehmenden Verbreitung illegaler Drogen und Rauschmittel in allen Kreisen der Gesellschaft wieder. Die gesetzliche Einteilung in legale und illegale Substanzen ist damit nicht mehr tragfähig, und es ist deutlich, daß eine Verschärfung der staatlichen Verordnungen an der Situation nicht viel ändern kann. Eine Lösung der gesellschaftlichen Probleme, die in dem Konsum von Drogen zum Ausdruck kommen und mit der zunehmenden Zahl von Abhängigen einhergehen, kann nur durch eine objektive Beurteilung der Zusammenhänge zustande kommen. Diese Beurteilung ist nur aus einer ganzheitlichen Betrachtung des Menschen und einer wertfreien Beobachtung der Wirkung einzelner Substanzen auf ihn möglich.

Das Buch von Dunselmann zeichnet sich dadurch aus, daß es sich frei von jeder moralischen Wertung den Phänomenen nähert. Der Autor schafft es, streng geisteswissenschaftlich zu arbeiten, wodurch jeder Leser, der den Ausführungen mitdenkend folgt, in die Lage versetzt wird, zu einem eigenständigen Urteil zu kommen.

In den ersten drei Kapiteln führt Dunselmann sensibel in das Thema ein, wobei der Schwerpunkt auf der geschichtlichen Betrachtung des Drogenkonsums liegt. Hier wird bereits deutlich, daß die verschiedenen Drogen auf unterschiedliche Bereiche des Menschen wirken und von daher ihre unterschiedlichen kulturellen Ursprünge haben. In den weiteren Kapiteln werden einzelne Drogen ausführlicher betrachtet (LSD, Marihuana und Haschisch, Opiate, Alkohol, Kokain und Amphetamine, Ecstasy und zum Schluß die sogenannten «Designer-Drogen»). Jedes Kapitel beginnt mit einer Schilderung der Geschichte der Substanz, wobei ihr kultureller Zusammenhang, soweit vorhanden, mit inbegriffen ist. Danach folgt eine detaillierte Betrachtung der Wirkung auf den gesamten Menschen.

Ein Pluspunkt des Buches ist seine Verständlichkeit, so daß all jene, die nie mit Drogen in Berührung gekommen sind, zum Beispiel anhand zahlreicher Zitate aus der Literatur nachvollziehen können, was ein Konsument erlebt und warum jemand zu bestimmten Drogen greift. Denen, die Drogenerfahrung haben oder abhängig sind, bietet das Buch – durch den freilassenden Stil – die Möglichkeit, zu einer Selbsterkenntnis vorzustoßen, und gerade diese Erkenntnis der Wirkung von Substanzen auf den Organismus und die Wesensglieder des Menschen kann die Grundlage bilden, das in der Droge Gesuchte aus eigener Kraft zu bilden.

Dieses Buch ist ein Beleg dafür, wie die geisteswissenschaftliche Auseinandersetzung mit aktuellen Themen eine lebenspraktische Hilfe sein kann, frei von allen Vorurteilen.

Uwe Buermann

Ron Dunselmann: *An Stelle des Ich – Rauschdrogen und ihre Wirkung*, Stuttgart 1996; 370 Seiten, sFr 53,-/DM 58,-

Bewußtseinsverändernde Substanzen

Opium/Morphium/Heroin

Alle drei Stoffe werden aus der Mohnpflanze gewonnen. Das «klassische» Opium, das seit der Antike geraucht, gegessen oder als Tinktur verabreicht wird, ist der gereinigte Milchsaft der Fruchtkapseln des Schlafmohns. 1803 gelang es erstmals, die wirksame Substanz des Opiums zu isolieren, die als Schlaf- und Schmerzmittel unter dem Namen Morphium bekannt wurde. Um den Patienten die starken Entzugserscheinungen zu ersparen, suchte man nach einem Stoff, der die zur Schmerzbehandlung geeigneten Eigenschaften des Morphiums besitzt, ohne abhängig zu machen: dieses Wundermittel glaubte man 1898 gefunden zu haben, die Firma Bayer brachte es unter dem Namen Heroin auf den Markt. Trotz und wegen des Verbotes boomt der Handel mit Heroin, denn auf der einen Seite weist die Droge ein hohes Suchtpotential auf, auf der anderen Seite locken für Produzenten und Händler enorme Gewinnspannen.

Die Mohnpflanze war in der griechischen Mythologie die Pflanze des Gottes der Träume (Morpheus, daher Morphium) aber auch des Todesgottes Thanatos – die betäubende Wirkung des Opiums und seiner Derivate wird dadurch bildhaft ausgesprochen.

Haschisch/Marihuana

Mit Marihuana («Gras») bezeichnet man Stengel und Blätter der Cannabis-Pflanze, die, getrocknet und zerkleinert, geraucht werden können; Haschisch ist das Harz der Pflanze. Die Konzentration der berauschenden Substanz, des THC (Tetrahydrocannabinol), ist im Haschisch wesentlich höher als in den Pflanzenteilen.

Unter dem Einfluß von Haschisch werden die Bedeutungen der «normalen» Realität relativiert; einzelne, sonst unbeachtete Bereiche des Wahrnehmungsfeldes können gesteigert, vergrößert oder verzerrt hervortreten. Unterschiedliche Sorten erzielen unterschiedliche Wirkungen: Haschisch-Genuß kann stimulierend, aber auch entspannend wirken.

Erste Zeugnisse des Cannabiskonsums datieren aus dem China des dritten vorchristlichen Jahrtausends: Man verwendete es als Heilpflanze. Weitere Stationen der Verbreitung sind der Mittlere Osten, von wo aus es nach Indien und mit den Araberzügen nach Europa gelangte. Allerdings spielen Cannabisprodukte hier als Rauschdrogen erst eine bedeutendere Rolle, nachdem der Konsum in den fünfziger und vor allem sechziger Jahren dieses Jahrhunderts als Bestandteil von Musik- und Protestbewegungen aus den USA importiert wurde. Vor allem in den verschiedenen Jugendkulturen haben Haschisch- und Marihuanakonsum seither ihren festen Platz.

Alkohol

Über Alkohol zu schreiben erübrigt sich fast, denn beinahe jeder Mensch – zumal in unserem Kulturkreis – hat auf diesem Gebiet seine eigenen Drogenerfahrungen. Alkohol ist das älteste bekannte Rauschmittel, es wird in zahlreichen Quellen – von der Bibel über sumerische und altägyptische Aufzeichnungen bis in das antike Altertum (darüberhinaus sowieso) – beschrieben. Als kultische Droge des Christentums ist Wein in der abendländischen Tradition fest verankert und in der Folge wird der Konsum von Alkohol kaum hinterfragt. Als Bier, Wein, Likör oder Schnaps wird Alkohol in regional unterschiedlichen Varianten überall auf der Erde hergestellt. Daraus folgt, daß Alkohol die Droge sein dürfte, deren Konsum die veheerendsten Folgen hat: von Schädigungen an Kindern durch Konsum in der Schwangerschaft über Schlägereien, Verkehrstote und Leberzirrhosen bis hin zu psychosozialer Verelendung.

LSD

Seit dem Siegeszug der psychedelischen Bewegung in den sechziger Jahren ist LSD wohl die bekannteste der halluzinogenen Drogen, die auf synthetischem Weg, also im Labor, hergestellt werden. Albert Hofmann entdeckte/erfand den Stoff, als er im Auftrag der Pharma-Firma Sandoz mit der aus dem Mutterkorn gewonnenen Lysergsäure experimentierte. Er stellte 1943 erstmals LSD («Lysergsäure-Diäthylamid») her, dessen im Selbstversuch getestete Eigenschaften er drastisch beschreibt: «Alles im Raum bewegte sich, und die vertrauten Möbelstücke nahmen groteske, meist bedrohliche Formen an. Sie waren in dauernder Bewegung (...). Die Nachbarsfrau, die mir Milch brachte, erkannte ich kaum mehr. Das war nicht mehr Frau R., sondern eine bössartige heimtückische Hexe mit einer farbigen Fratze.» Und nach dem Abschwellen der ersten, furchteinflößenden Welle: «Kaleidoskopartig sich verändernd drangen bunte, phantastische Gebilde auf mich ein, in Kreisen und Spiralen sich öffnend und wieder schließend, in Farbfontänen zersprühend, sich neu ordnend und kreuzend, in ständigem Fluß. (...) Jeder Laut erzeugte ein in Form und Farbe entsprechendes, lebendig wechselndes Bild.»

Anfang der sechziger Jahre experimentierte Timothy Leary mit den Möglichkeiten, LSD in der Psychotherapie einzusetzen und bereitete damit die psychedelische Bewegung vor, die die Einnahme von LSD als quasi-religiöse Erfahrung zelebrierte.

Kokain/Speed

Wie die Cannabis-Pflanze hat auch der Coca-Strauch eine lange Tradition als Nutzpflanze. Bis zur europäischen Kolonisierung der Neuen Welt war der Genuß von Coca-Blättern allerdings ausschließlich in Südamerika bekannt. Die Pflanze wurde zur Leistungssteigerung, als Heilmittel sowie im Rahmen religiöser Zeremonien eingesetzt und als Gottheit verehrt.

Mit der Isolation des wirksamen Stoffes der Coca-Pflanze wurde 1870 eine Substanz entdeckt, die diese betäubenden Eigenschaften konzentriert aufweist und deshalb als Lokalanästhetikum – zuerst bei Augenoperationen – eingesetzt werden konnte: Kokain. Auch in Form der ursprünglich kokainhaltigen Coca-Cola wurde der neue Stoff zur Modedroge und zum Allround-Heilmittel bei nervösen Beschwerden wie Kopfschmerzen und Hysterie, aber auch zur Steigerung der geistigen Produktivität oder gegen Verdauungsbeschwerden. Als Rauschdroge vermittelt Kokain ein Gefühl der Wachheit und Klarheit, des Überblicks und eine euphorische Empfindung der eigenen Leistungsfähigkeit. Kokain wird vor allem durch die Nase geschnupft oder injiziert. – Ähnliche Wirkungen wie Kokain, wenn auch teilweise mit drastischeren Begleiterscheinungen, hat das synthetisch hergestellte Amphetamin Speed.

Ecstasy

Ecstasy ist die Droge der neunziger Jahre. Der wirksame Stoff wurde zwar schon hundert Jahre zuvor entdeckt, konnte sich allerdings weder als Appetitzügler noch in der Psychotherapie oder als Wahrheitsserum für nachrichtendienstliche Verwendungen durchsetzen. Erst mit dem Aufkommen der Techno-Musik und -Kultur, mit nächtelangen Tanzparties exzessiver Verausgabung, wie sie seit Ende der achtziger Jahre in Mode gekommen sind, stieg auch die Popularität von Ecstasy, dessen wissenschaftlicher Name – etwas nüchterner – 3,4-Methylen-Dioxy-Methyl-Amphetamin (MDMA) lautet.

Ecstasy bewirkt eine Empathisierung des Gefühlslebens. Konsumenten berichten von Wärme- und Glücksgefühlen, von Begeisterung und überbordender Liebe. Dabei wird auch eine Steigerung der körperlichen Leistungsfähigkeit erreicht. In den achtziger Jahren, noch vor der großen Popularisierung der Droge, wurde Ecstasy in den europäischen Ländern und den USA verboten. Danach wurde Ecstasy zum Massenphänomen.

Geringfügige Veränderungen in der Dosierung der Zusammensetzung können die Wirkung von Ecstasy stark verändern: auf diesem Weg werden ständig neue Substanzen hergestellt und auf den Markt geworfen, die sogenannten Designer-Drogen.

(MM)

Inhalt	Seite
Wilfrid Jaensch: Das Bewußtsein der Stoffe	3
Franziska von Nell: «Köstlicher Balsam träuft aus Deiner Hand...» – Drogen in der Literatur	3
«In Ruhe wahrnehmen und abwägen» – Über den pädagogischen Umgang mit Drogenfragen – Interview mit Felicitas Vogt	4
«Ich habe meine Drogen und das reicht mir dann schon...» – Interview mit Strassenkindern in Berlin	9
Über Arta, Sucht und Anthroposophie – Interview mit Jaap van der Haar	11
Ulf Aminde: Suchttherapie als künstlerischer Prozess	14
Haci Bayram, Peter Böhl, Manfred Schindler: Gesellschaftliche Ursachen der Suchtentstehung und Ansätze zu ihrer Therapie	15
Ralph M. Große: Wie man auch ohne Gentechnik Soldaten der Willfähigkeit heranzüchtet – von unheimlichen staatlichen Planspielen mit Abhängigen	18
«Individualisierung der Suchtarbeit statt Drogenpolitik» 5 Fragen zur Legalisierungsdebatte an Christian R. Haas	20
Noam Chomsky: The War on (Certain) Drugs	21
Uwe Buermann: «Anstelle des Ich» Buchbesprechung	22
Rauschdrogen im Überblick	23